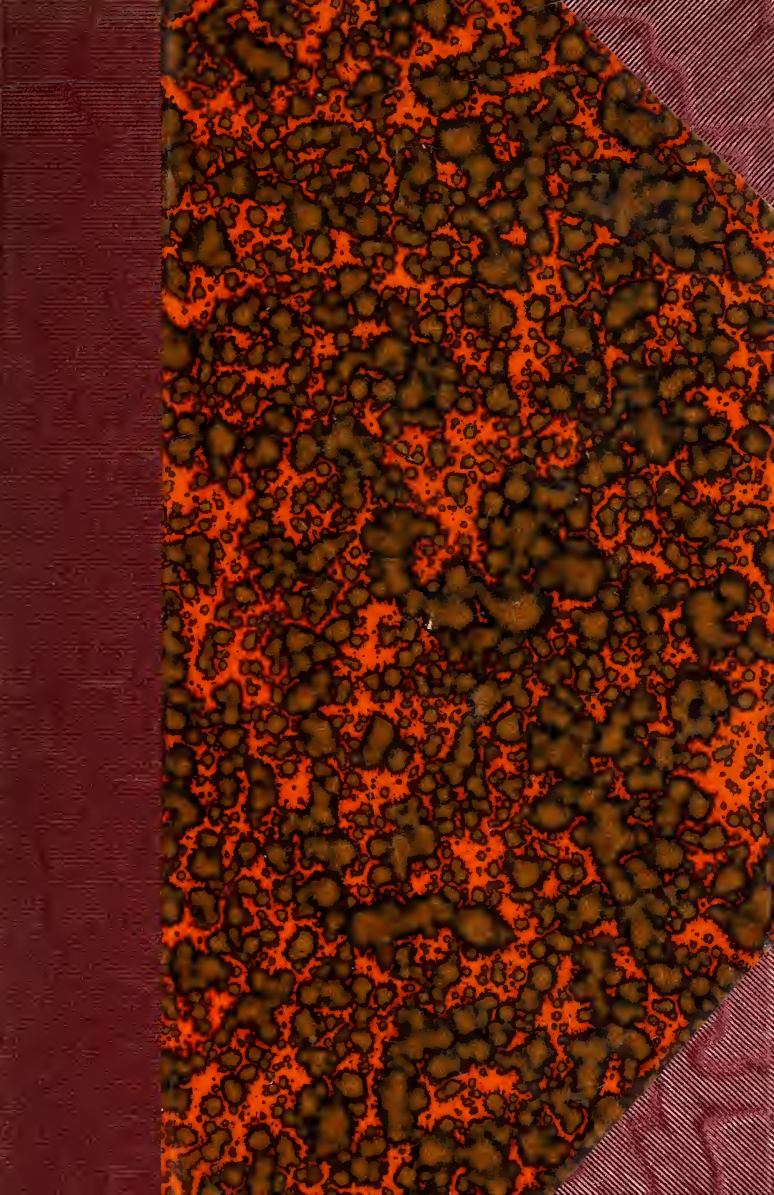

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/diearmenweberund01bela

Die armen Weber

und

andere Novellen

aus

den Mysterien einer neueren und älteren Zeit.

Von

H. E. R. Velani.

Leipzig,

Verlag von C. L. Fritzsche.

1845.

KBR
Jantz
#1275

An freundliche und unfreundliche Leser.

An Euch möchte ich mich am liebsten wenden, die Ihr ein Herz habt für die Leiden und Freuden Eurer Mitmenschen. —

Aber auch an Euch habe ich ein Wort zu reden, deren Gemüth die Selbstsucht verschlossen hat. Ihr steht oft so hoch über dem Volke, daß Ihr dessen Leiden nicht sehen könnt mit dem eignen Auge — nicht den wimmernden Säugling an der vertrockneten Mutterbrust.

Auch an Euch, die Ihr diese Masse armer und fleißiger Arbeiter nur betrachtet als ein Werkzeug, gleich den Maschinen, das Euer Capital in Bewegung setzt, um für Euch Geld zu verdienen, die Ihr es vergessen zu haben scheint, daß es Menschen sind, die Noth leiden, indem sie für Euch erwerben.

Euch Allen möge die nachstehende Erzählung zurufen: „Wachet!"

Aber wachet nicht mit Bajonetten und Kerkern — wachet mit dem Herzen und helft mit dem Verstande.

Gebet nicht blos mit der Hand, sondern auch mit der Seele.

Collecten und Gaben bringen nicht immer die rechte Hülfe, noch weniger eine genügende.

Hört!

Es war eine Zeit, da hatte jedes Handwerk seinen goldenen Boden.

Da genügte eine geschickte Hand und beharrlicher Fleiß, um Weib und Kinder redlich zu ernähren, da ward noch ein Nothpfennig erübrigt; da erwarb der Kaufmann gesegnete Reichthümer, indem er das Erzeugniß des Gewerbfleißes in alle Welt verführte und dafür Millionen zurückbrachte, die, in tausend Canäle vertheilt, wieder in das Volksleben zurückflossen.

Jetzt ist es anders! —

Fabriken und Manufacturen haben die Handarbeit erdrückt. Maschinen arbeiten wohlfeiler und gleichförmiger als Menschenhände; und Maschinen essen kein Brod.

Noch mehr!

Der Dampf hat sich zum Universalmonarchen in der Gewerbswelt erhoben; der Dampf hat die Reichen auf die Throne der Industrie gesetzt und die armen Handarbeiter zu Sclaven derselben gemacht.

Auch der Welthandel hat dadurch eine andre Richtung bekommen.

Erzeugnisse fleißiger Handarbeit, die, wie z. B. früher das schlesische Leinen, auf dem Weltmarkt beider Hemisphären reichlichen Absatz fanden, sind von dort verdrängt, theils durch politische Ereignisse, theils durch die colossale Industrie Großbritanniens, durch deren Manufacturen, Maschinen und große Capitale.

Weltereignisse aber sind mächtiger als jeder menschliche Willen. — Daher ist es Thorheit, gegen Maschinen zu eifern, und Unsinn ist es, Schutzzölle zu fordern für eine Gewerbsthätigkeit, die im Zeitenstrome untergegangen ist. —

Die Weltenuhr stellt keine Macht der Erde nur um eine Minute zurück! —

Aber was sind die Nachklänge jener mächtigen Glockentöne unserer Zeit? — Für den Reichen haben sie Silberklang — dem Armen bringen sie bleierne Noth. —

Der Staat hat in sich aufgenommen ein neues politisches Element; es ist das der Geld-Aristokratie.

Das Volk hat in sich aufgenommen ein Element, das in bewegten Zeiten politische Bedeutung gewinnen kann, indem es selbst ohne Theilnahme am Staat, doch durch das Gewicht seiner Massen wirkt, wo politische Parteien sich seiner bemächtigen, um die Ordnung der Dinge umzustürzen — es ist das Proletariat.

Proletarii hießen bekanntlich bei den alten

Römern alle besitzlosen Bürger, die dem Staate nichts zu bringen hatten, als ihre Kinder (**Proles**).

In Frankreich haben sie schon in der Julirevolution, durch das Gewicht ihrer Masse, den Ausschlag gegeben. Dort sind sie die stets schlagfertige Armee aller Demagogen und Revolutionaire, die für sie ein eignes System, der Gleichheit aller Güter, erfunden haben — den Communismus.

In Deutschland haben wir die Sache, aber noch ohne den Namen und noch zur Zeit ohne politische Bedeutung; doch nicht minder bedenklich für die Zukunft.

Auch in Deutschland erzeugt und vermehrt das immer reicher und großartiger sich gestaltende Fabrik- und Manufacturwesen, so wie selbst die durch Gewerbsfreiheit gesteigerte Concurrenz der Handarbeit, jene Classe von Menschen, die im günstigsten Falle, bei ausdauerndem Fleiß, bei einer Genügsamkeit, die an Entbehrung des Nothwendigsten grenzt, nie mehr erwerben können, als von einem Tage zum andern ein kümmerliches Brod. Tritt nur der geringste Unfall ein, nur ein Schnitt in den Finger, Krankheit und Wochenbett, oder Altersschwäche, oder sind es ungünstige Conjuncturen, oder Gewinnsucht, welche die Löhne herabdrücken: so ist die Armuth da, in ihrer gräßlichsten Gestaltung — und der Proletarier ist dem Pauperismus verfallen.

Diesem aber gegenüber sehen wir eine andre, eine herzlose Richtung unserer Zeit zur Herrschaft

gelangen in jenen Regionen, von welchen allein Rettung möglich wäre durch Menschenfreundlichkeit.

Es sind die materiellen Interessen, welche Geldgewinn zum Ziel alles Strebens machen, welche die kälteste Selbstsucht pflanzen in die Gärten des Reichthums.

Es sind die materiellen Interessen, welche dem armen Arbeiter das Brod geben — zu viel zum Verhungern, zu wenig zum Sattessen.

So ist es im Allgemeinen; noch viel schlimmer aber ist es, wo diese epidemische Zeitkrankheit bei einzelnen Individuen in eine wahre Verknöcherung des Herzens übergegangen ist.

In solchen Fällen treten oft die stärksten Gegensätze in's Leben von — arm und reich.

Einen solchen Fall hat die nachstehende Novelle vor Augen gehabt.

Sie will den Reichthum nicht anklagen, sondern nur den Reichen, der da Mißbrauch macht mit seinem Gut.

Sie will die industrielle Richtung unserer Zeit nicht anklagen, sondern nur ihre Krankheit: die Herrschaft der materiellen Interessen.

Sie will den Armen gegen den Reichen nicht aufregen, denn der Hunger regt ihn ohnehin schon genug auf, und wo dieser gestillt ist, da bleibt er ruhig und friedlich.

Und so steht die Richtung dieser Novelle viel zu hoch, um nur dem Gedanken Raum zu geben, als sei hier irgend eine Persönlichkeit angegriffen.

Zum Ueberfluß sei hier gesagt, daß zwar im Allgemeinen die heutigen Zustände der schlesischen und böhmischen Weber und Spinner dem Verfasser vor Augen schwebten, daß aber absichtlich vermieden ist, irgend einen Ort, irgendwo vorliegende specielle Verhältnisse zu portraitiren; denn hier gilt es der Sache, nicht der Person.

Und so geben wir denn ein Spiegelbild einer bedenklichen Richtung unserer Zeit und nicht ein Daguerreotypbild, mit seinen zu schwarzen Schatten und zu hellen Lichtern, von Persönlichkeiten, auf die man mit Fingern zeigen könnte; nicht von Orten, die man auf der Landkarte suchen darf; nicht von Ereignissen, welche die **Chronique scandaleuse** berichtet.

Aber wir geben ein Zeitbild von innerer Wahrheit; und dieses möge Euch zurufen:

„Wachet mit dem Herzen und helfet mit der Liebe."

Der Verfasser.

Die armen Weber.

Novelle

aus

den Mysterien einer neuern Zeit.

„Armuth und Reichthum gieb mir nicht, laß mich aber mein bescheiden Theil Speise dahinnehmen. Ich möchte sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen und sagen: Wer ist der Herr? Oder wo ich zu arm würde, möchte ich stehlen, oder mich an dem Namen meines Gottes vergreifen.

Spr. Sal. 30, 6 u. 9.

1. Hunger thut weh!

Es waren noch vier kleine Kinder in dem reinlichen Stübchen eines armen Damastwebers; aber das jüngste in der Wiege schrie, das zweite am Boden sitzend wimmerte und weinend klagte ein fünfjähriges Bübchen am Spulrade: „Mich hungert, Vater" — das vierte, ein sechsjähriges kleines Mädchen, welches blaß und verkümmert, aber sehr zart aussah, schmiegte sich mit der eignen Lieblichkeit dieses Alters an das Knie des fleißigen Vaters und lispelte kaum hörbar: „Heute darf doch Mimi ein Paar Erbsen sich vom Felde des reichen Gutsherrn pflücken und essen — ich bringe den Kleinen auch was mit."

„Nein," sprach der Weber barscher, als sonst seine Weise war, aber die bittere Stimmung giebt auch leicht dem besten Herzen das böse Wort, „damit dich noch unser gestrenger Herr auspeitschen läßt durch den Feldhüter und deinen Vater in das Hundeloch stecken — weil er seine Kinder nicht besser hütet — mir meinen ehrlichen Namen nehmen? nein, lieber verhungere

mit allen meinen Würmern. — O die Reichen — die Reichen . . .!"

Der Schmerz zog ihm die Brust zusammen; er hustete und vollendete nicht seine Klage. — Was kann's auch helfen zu klagen, mochte er denken — Klagen geben kein Brod und Thränen stillen keinen Hunger.

Oder doch? — das Kind in der Wiege war still geworden. Es hatte sein Däumchen in den Mund genommen und sog daran, bis es eingeschlafen war und träumte nun vielleicht von der Nahrung an der Mutterbrust.

Die beiden ältesten Kinder fingen an zu spulen und weinten still vor sich hin. Meister Mathias, der Weber, sah es und biß die Zähne auf einander, daß sie knirschten.

„Daß sich Gott erbarm'!" sprach er dann leise murrend, „seit zwei Tagen kein Brod im Hause. — Seit sechs Stunden schon ist die Mutter fort nach dem Herrnhause — und noch nicht zurück, — wer weiß — was sie wieder zu mäkeln haben werden am Gewebe; — kein Wunder, wenn man confus wird vor Gram und in den hundert Tritten da unten am Webestuhl sich verirrt. — Nur Muth, nur Muth! Nur das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit nicht verlieren — sonst bleibt nichts übrig, als meine armen Würmer in das Wasser zu werfen und mich hinterdrein." —

Bei diesem Gedankenspiel in der still gewordenen Stube rührte der brave Mann fleißig und rastlos Hände und Füße, und mit dem Hin- und Herwurfe des Webeschiffs, mit dem Aufschlag des Kammes und dem Treten der Füße, die auf dem Pedal wie die Hände eines Klavierspielers arbeiteten, war der ganze Körper des abgemagerten, ältlichen Mannes in einer steten hüpfenden Bewegung, die, tagtäglich sechzehn bis zwanzig Stunden fortgesetzt, am Mark des Lebens zehrt.

„Ha — was hilft mir alles Quälen und Arbeiten," grollte er weiter, „eine Maschine arbeitet in einer Stunde mehr als zehn fleißige Meister in zehn Tagen — — o die Maschinen — die Maschinen!" —

„Vater! Mimi hungert nicht — aber Mimi ist krank!" — lispelte die Kleine kaum hörbar; doch immer blasser werdend, ließ sie die Hände sinken, worin sie die Spulen hielt, und würde von ihrem Fußbänkchen auf den Fußboden gefallen sein, hätte sie nicht der von seinem Gestell herabspringende Vater aufgefangen.

„Gerechter Gott," rief der Mann, indem er das hinwelkende,! fast regungslose Kind emporhob, „wie kannst Du das mit ansehen — dieses Elend — dieses Elend!" —

Damit legte er das Kind auf die Ofenbank, worauf aus abgetragenen Lumpen und einem kleinen Kopfkissen sein Bettchen gemacht war.

„Wo nur die Röse bleibt auf der Pfarre," rief er mitten im Zimmer stehend, indem er sich rathlos umsah, „sie bringt sonst immer etwas mit — ob ich selbst hinlaufe — und den guten Pfarrer um ein Almosen bitte — o pfui! — schäme dich! — arbeiten können und betteln! — und dann ist es auch zu weit nach dem Pfarrhause — ehe ich zurückkehre, ist das Kind todt. — Ist denn nichts, gar nichts mehr im Hause?' — mit dieser Frage an sich selbst, deren Antwort er schon kannte, durchsuchte er hastig jede Schublade des kleinen Schrankes in der Ecke der Wohnstube.

„Hier nichts — da nichts," sprach er, „die letzten Brodkrümchen hat noch gestern der kleine Franz zusammen gesucht. — Helf' Gott! — Horch! — da fährt ein Wagen daher," mit diesen Worten stürzte er ans Fenster und öffnete die kleine Klappe darin. — „Gott hilft!" sprach er, „es ist der Herr selber, der in das Gebirge fährt. — Ich werde ihn noch um einen kleinen Vorschuß bitten auf das Stück Arbeit, das ich jetzt auf dem Stuhle habe."

Noch einen Blick warf er auf sein blasses Kind, das auf der Ofenbank lag und nur noch leise athmete, ohne es zu wissen, daß die arme kleine Mimi in ihrer Gutherzigkeit gestern das letzte Stückchen Brod ihrem kleinern Brüderchen gegeben hatte, und in diesem Schmerzgefühl dachte er nicht daran, daß er in aufge-

streiften Hemdeärmeln und an den magern Beinen schlotternden Strümpfen war, und so wohl nicht schicklich vor den stolzen, reichen Fabrik- und Handelsherrn treten dürfe, in dessen Hand sein ganzes Geschick lag. Dazu fehlte auch die Zeit, denn knarrend kam der herrschaftliche Wagen langsam näher auf der wenig gebahnten Bergstraße, die im Thalgrunde mitten im Gerinn eines kleinen Wildbachs, der Steingeröll mit sich führte, bergauf zog.

---

2. Das Weberdorf im Gebirge.

Das von mehr als zweitausend fleißigen Webern und Spinnern bewohnte Dorf Tiefenau zog sich von einer breiten Mündung, die eine heitere und ebene Landschaft öffnete, stundenlang und immer tiefer einschneidend ins Gebirge hinauf.

Hier, wo die verfallene Hütte des Meisters Mathias stand, dicht am Fuß eines dunkeln Tannenwaldes, der an der steilen Bergwand hinanstieg, war etwa die Mitte des Dorfes. Gegenüber ragte eine senkrechte hohe Felsenwand in den Thalgrund hinein. Diese Klippenmauer war ebenfalls mit dunkeln Tannen gekrönt. An Stellen, wo die oft senkrechten Thalwände zerklüftet waren, rieselten kleine Wildbäche, von Klippe zu Klippe sickernd, durch das bemooste Steingeröll herab. — Die Sonne

schien selten nur hinein in diesen dunkeln feuchten Thalgrund, wo die mit grauen Schindeln gedeckten Hütten der Weber nur mühsam einen kleinen Raum gefunden zu haben schienen. An andern Stellen erweiterte sich das Thal wieder auf kurze Strecken durch das Einfallen von Nebenthälern; da gab es denn auch wohl ein Gärtchen bei einer Hütte, oder ein mühsam urbar gemachtes Kartoffelstückchen, auf dem von fleißigen Händen mit Erde bedeckten Felsengrunde, das aber wie die Hütten selbst dem Dominium und nur gegen hohen Zins den armen Leuten überlassen war. Weiter unten, nach der Thalmündung zu, sah man auch schon einige Aecker, unter andern auch das Erbsenfeld, welches die Lüsternheit der Kinder der Weber zu erregen pflegte, aber streng bewacht war — denn es gehörte zum herrschaftlichen Gute unten in dem Flecken Bleichenau. — Die schon erwähnte Pfarre lag noch eine halbe Stunde höher hinauf im Gebirge.

Der Charakter dieser Gegend war wohl romantisch, aber wenn man das Elend der fleißigen Bewohner derselben erblickte, so beschlich gewiß jeden Wanderer, der sich bis hierher durch die Schönheit der Natur verlocken ließ, ein Gefühl von unendlicher Wehmuth. — Die Natur selbst hatte hier dem Schmerz einen Zauber von Romantik beigemischt, der um so tiefer einschneidet, je einfacher das Naturleben dieser armen Bergbewohner war.

Unten, nach dem offenen Lande zu, war der Ausdruck dieser Landschaft schon viel milder und heiterer und doch auch betrübend für den Menschenfreund. — Da gab es sanfte Anhöhen, mit Buchen bestanden, und breite Wiesengründe, auf welchen früher wohl ganze Flächen mit Leinwand belegt waren, die von frischen Landmädchen mit muntern blühenden Gesichtern gebleicht wurden — jetzt waren lange niedrige Fabrikgebäude mit hölzernen endlosen Gerüsten zum Trocknen der in wenigen Stunden chemisch gebleichten und oft mürbe gefressenen Leinwand aufgestellt — und die hübschen Bleicherinnen mit ihren Wiesenblumensträußchen, die sie sonst den Bergreisenden so schalkhaft lachend darboten, waren verschwunden — sie standen entweder blaß und still in den feuchten Souterrainräumen der großen Fabrikgebäude bei den Garnwinden oder Spulmaschinen, oder waren mit ihren Harfen nach der Leipziger Messe gezogen, um dem Laster und der Lust zu dienen.

Da, noch weiter entfernt — die Gruppe von Palästen mit Zinnen und Thürmchen im mittelalterlichen Geschmack — die so seltsam contrastirten mit den schwarz qualmenden, wie Obelisken gestalteten Dampfschornsteinen, daneben — das war jenes Zauberschloß, von welchem aus sich zugleich das Elend und die letzten Brodkrumen über die zahlreichen Bewohner dieser einst so blühenden Dörfer ergoß — das war der Sitz der Spinnmaschinen

und Jaquardschen Webestühle, welche den Fleiß der Arbeiter so brodlos machten, das der Schlund des Reichthums, in welchen die Thränen der Armuth sich ergossen. — Dort wohnte der Herr — wie er in der Gegend genannt wurde — der reichste Industrielle des Landes, dessen Brust für seine hohen Verdienste um die vaterländische Industrie mit Orden, dessen Name mit Titel decorirt war — dem das Adelsdiplom noch das letzte Ziel war — da ihm seine Million das Glück und die Speculation gebracht hatte — der war es, der dort residirte — wie ein Fürst unter seinen Unterthanen — dort in dem Schlosse der sinnreichsten Maschinen, die von blassen Kindern bedient wurden, dort in der Fülle der Ueppigkeit und des Wohllebens wohnte der Geheime Commerzienrath (gewöhnlich Geheime Rath genannt) Franz, Urban Walther von Bleichenau — wie er sich von dem Namen seines Wohnsitzes schrieb, um sich ein adliges Ansehen zu geben.

---

3. Der Herr und sein Factor.

Der war es, welcher daher gefahren kam, eine ansehnliche Figur und von der Fülle des Körpers, wie sie die Gewohnheit des Wohllebens erzeugt, doch nicht ohne jene scharf markirten, tief eingeschnittenen Züge und den unruhigen Blick, die wohl Folgen eines Lebens ruheloser

Speculation sein mögen. Geheimrath Walther war ein angehender Fünfziger. In seiner Erscheinung lag nichts Heiteres, nur etwas Grämliches und hypochondrische Launen möchten wir von diesen blassen, vollen Gesichtszügen ablesen. — Das im Uebermaß genossene Leben mochte sich auch hier wohl gerächt haben, indem es den Sinn für wahren Lebensgenuß abstumpft; übrigens lag so viel Schroffes, Herrisches und Abstoßendes in seinem Benehmen gegen Untergebene, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir den armen Weber, wie er da stand, mit dem kahlen sorgenvollen Scheitel, die blaue, baumwollene Mütze in der Hand drehend, zittern sehen, indem die Noth ihn drängte Muth zu fassen, diesen gestrengen Herrn — wie ihn die Weber nannten — um Hülfe anzusprechen.

Geheimrath Walther saß nicht allein in dem von vier starken Pferden gezogenen, zurückgeschlagenen Wagen, auf dessen Bedientensitz hinter ihm ein Livreejäger sich wiegte. An seiner Seite sehen wir einen kleinen, mageren, ältlichen Mann von harten, aber klugen, man könnte sagen, verschmitzten Gesichtszügen. — Während der gestrenge Herr nachlässig in eine Ecke des Wagens zurückgelehnt lag und eine Cigarre rauchte, saß sein Begleiter aufrecht, gegen ihn hingewendet, fast auf der Kante des Sitzes, mit einem Notizbuch und Bleistift in der Hand, aufmerksam auf jedes Wort des Herrn

lauschend, indem er von Zeit zu Zeit kurze Notizen darüber in das Taschenbuch eintrug. Daß sein Verhältniß zu dem Herrn ein völlig untergeordnetes war und daß er zugleich der vertraute Agent und das Factotum desselben sein mußte, das verrieth der erste Blick auf Beide; aber auch den unterwürfigen Knechtssinn des kleinen Mannes, wodurch er sich bei dem geldstolzen Herrn so eingeschmeichelt hatte. — Meister Mathias, der arme Weber, kannte ihn leider nur zu wohl, es war der Oberfactor des Geheimraths, dessen Hartherzigkeit zu bekannt und gefürchtet war, um dem armen Manne Muth einzuflößen.

Hören wir ein Bruchstück seines Gesprächs mit dem Factor.

„Allerdings, seitdem das letzte Manoeuvre, die ***schen Papiere durch falsche Zeitungsnachrichten auf der Börse in Mißcredit zu bringen uns gelang, habe ich bei der Speculation auf die Baisse meine dreimal hunderttausend aufs Trockne gebracht . . ."

„Das Glück, Herr Geheimrath, sucht nur immer das Verdienst."

„Seitdem," fuhr jener an solche Schmeicheleien schon gewöhnte reiche Herr fort, „denke ich darauf, diese Summen und meinen Credit noch speculativer anzulegen, als durch das kleine Leinen-Geschäft da unten . . ."

„Das übrigens zu den großartigsten Etablissements in Europa gehört.“

„Gut also — hören Sie, lieber Meißner, was ich vorhabe. — Wir leben jetzt in einer Zeit, wo man durch neue Eisenbahn-Unternehmungen Geld macht und zugleich Ehre gewinnt. Man stellt sich an die Spitze einer solchen und betreibt das Project unter dem Mantel der Gemeinnützigkeit; — mit Reichthum und Ansehen hat man immer seine Connexionen und geschickt angefangen gewinnt man Hunderttausende, ehe man einen Groschen eingesetzt hat — man erreicht damit noch näher liegende Interessen — kurz — — doch es wird genug sein, um mich zu verstehen. — Nun, was meinen Sie dazu?“ —

„Nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten kann der hohen Einsicht, dem sichern Tact und dem ungemessenen Credit des Herrn Geheimraths nichts mißlingen; und selbst, wenn es dero hohe Intention sein sollte, eine neue Eisenbahn durch die Provinz über unser schönes Bleichenau zu führen, anstatt über die volksreichen Provinzialstädte, die sich darum bewerben — — so zweifle ich nicht . . . .“

„So ist es — en confidence gesagt — und ich gebe Ihnen mein Wort, guter Meißner, binnen hier und drei Jahren fahre ich in drei Stunden von meinem Etablissement nach der sechzehn Meilen entfernten Resi-

denz, und unser Fabrikat bahnt sich damit den Weg zum Weltmarkt — wie? — was? —

„Ich erstaune — — aber mein schwaches Gehirn vermag nicht zu fassen . . . ."

„Die Sache ist ganz einfach; — ich residire im Winter in der Residenz — ich gebe diplomatische Soupers und Soiréen — ich sondire die Canäle. — Mit Gold in Form von Darlehen ist manche verborgene Ader zu öffnen. Die solcher directen Bestechung unzugänglich sind, sucht man zu betheiligen durch Zusicherung von Actien — bei Andern wieder wird das Industrie-Interesse vorgeschoben — das ist einmal das Steckenpferd unserer Financiers — das Geld ist in unsern Tagen eine Macht, die, mit Credit alliirt, Welten versetzen kann — die Hand eines Geldmannes reicht weiter als die Stimme von zehn städtischen Deputirten — man sucht Alliirte in den höchsten Regionen — man reussirt — man wird der Gott des Tages — ein zweiter Rothschild — wie? — was?"

„Auf solchen Wegen," sprach der Factor, ist es nur ein Schritt von der Million zur Milliarde."

---

4. Ansprache des Armen.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, gestrenger Herr, gnädigster Herr Geheimrath, geben Sie mir

nur noch einige Groschen Vorschuß auf meine Arbeit — meine armen Kinder verhungern; seit gestern haben wir alle kein Krümchen Brod im Hause gehabt!"

„Was ist das? — was will der Mann?" — — fragte der Herr unzufrieden und ungeduldig.

„Brod — Brod — nur einen Bissen Brod — um den Hunger zu stillen — sonst stirbt mein Kind!" —

„Meister Mathias," sprach der Factor, „Ihr habt schon so viel Vorschuß im Buche stehen, und arbeitet unter der Hand, wie ich höre, zum Verkauf — — Ei, ei! — indeß die Barmherzigkeit und Gnade unsers Herrn ist unerschöpflich — kommt nur am Sonnabend um zwei Uhr auf das Comptoir — dann wollen wir sehen, was sich thun läßt."

„Bettelvolk!" murrte der Herr halblaut; „man kann nicht einmal in Ruhe seine Cigarre rauchen in diesen Bergen."

„Es ist auch wahr," herrschte der Factor den armen Weber an, „Ihr seid freches Gesindel, Ihr da; daß Ihr unsern gnädigen Herrn da anfallt auf offner Straße mit Eurer Bettelei — man wird Gensdarmen schicken, um die Straße frei zu machen — — Fort da" — —

„Herr Gott — Gott — erhalte mir meinen Verstand — das wollen Menschen sein; das sind Tiger — Wehrwölfe — diese Reichen. — — Sende,

Gott, Deine Blitze, um sie alle von der Erde zu vertilgen."

Diesen Ausruf der Verzweiflung preßte der Schmerz zwischen den knirschenden Zähnen so undeutlich hervor, daß die im Wagen Sitzenden nur einige Worte davon vernahmen; aber sie sahen noch, wie der Arme, indem er sich trostlos abwendete, die Hände rang und dabei unwillkürlich drohend die Fäuste ballte.

„Soll ich," sprach der Factor, — „notiren, daß diese Canaille raisonnirt; „man könnte es ihm gelegentlich anstreichen."

„Nicht der Mühe werth," sprach der Fabrikherr; „diese Elenden, man lasse sie raisonniren; arbeiten müssen sie doch für den Lohn, den es mir beliebt ihnen zu geben.

„Großmüthig wie der Mond, den die Hunde anbellen!" — sprach der Factor, indem er damit glaubte, seinem Herrn eine große Schmeichelei gesagt zu haben.

Dieser indeß achtete nicht darauf. Sichtbar verstimmt that er einige starke Züge aus der Cigarre, die im Begriff war zu verlöschen; dann, nachdem er wie ennuyirt durch das Intermezzo gegähnt hatte, begann er das ruhige Gleis des Gesprächs wieder einzuleiten, indem er sprach:

„Uebrigens verbinde ich auch noch wohlthätige Zwecke für die leidende Menschheit mit meinem Eisenbahnproject. —

Hier — dieses romantische Thal ist trefflich geeignet, eine der großartigsten Wasserheilanstalten nach Prießnitz Methode daselbst anzulegen; bis dahin, daß dieses Project auf Actien zu Stande kommt, werde ich hoffentlich so viel Jaquardsche Webestühle und andere Webemaschinen in meiner erweiterten Fabrik eingerichtet haben, daß mir diese Hunderte von lästigen Weberfamilien entbehrlich werden; sie mögen dann auswandern, wenn sie können — meinetwegen nach Polen, nach Rußland oder Amerika. Ich nehme ihnen dann ihre elenden Hütten gegen eine billige Entschädigung und lasse an deren Stelle kleine allerliebste Villen für Badegäste bauen. Es kann nicht fehlen, daß das Dorf Tiefenau die erste Wasserheilanstalt in der Welt wird. Fürsten und Diplomaten aus allen Ländern der Erde werden hier ihre Saison halten, und indem ich die gesammte Diplomatie unter meine zwanzig Fuß hohen Douchen nehme, erreiche ich europäischen Ruf als Menschenfreund — Connexionen und immensen Einfluß und gewinne Hunderttausende an den Actien, die ich losschlagen werde, sobald ich merke, daß die Sache doch wohl schief gehen könnte."

„Das Letztere — ist rein unmöglich — bei dem seltnen Genie des Herrn Geheimraths kann ein so bewundernswürdiges Project — nie fehlschlagen."

„Apropos — das elende Pfarrhaus des Predi-

gers Walther liegt oben am Ende des Dorfs — ich denke, wir müssen bald da sein."

„Bei dem schlechten Wege — noch zehn Minuten."

„Mich soll's nur wundern, ob ich ihn — na was soll ich's leugnen, er ist doch einmal mein Bruder — dieser arme Pfarrer und ich mit meinem Gelde stehe zu hoch, um dadurch an Ehre und Ansehen zu verlieren — also — wollte ich sagen — ob ich meinen Bruder noch am Leben treffen werde; oder ob er's schon ausgemacht hat. — Unangenehme Commission das — wenn man so ein sechzehn Jahr mit einander gespannt gelebt — und keine Notiz von einander genommen hat — nun auf einmal auf dem Sterbebette eine Versöhnungsscene machen zu müssen — indeß Heinrich war immer ein guter Narr — — ein wenig Phantast und eigensinnig — — na — er hat dafür büßen müssen, und darum wollte ich es ihm auch nicht gerade abschlagen, als er mir mit zitternder Hand schrieb: Bruder, ich liege an einer unheilbaren Krankheit auf dem Sterbebette und kann nicht ruhig aus der Welt gehen, ohne mich mit Dir versöhnt zu haben."

„Rührende Worte — ja ich sage immer, der Herr Geheimrath haben ein treffliches Herz!"

5. Die rothe Liese.

Der arme Weber war im Begriff, in die Hütte seines Elends zurückzukehren, da sah er die rothe Liese vor der Thür der Hütte, worin sie ihre Schlafstelle hatte — so hieß die alte arme Spinnerin, die davon lebte, daß sie Werg bei den Bauern im Lande bettelte und dieses an die Fabrik verkaufte oder einen groben Faden daraus spann. — Die rothe Liese hatte rothe Haare und rothe Augenränder — in ältern Zeiten würde man sie als Hexe verbrannt haben; jetzt galt sie als die wohlthätige Fee im Dorf. Trotz ihrer rothen Haare und rothen Augenränder und dem Brandmal im welken Gesicht war sie wegen ihrer Gutmüthigkeit allgemein beliebt. Von ihren langen Wanderungen brachte sie den Kindern immer etwas mit — bald ein glitzerndes Steinchen, oder eine Semmel oder einen blanken Pfennig, der sich unter ihren Bettelpfennigen fand und den sie sorglich aufgehoben hatte — den Kranken wußte sie immer ein Hausmittelchen zu rathen oder gab ihnen Thee von den Kräutern, die sie im Gebirge sammelte und sorgfältig trocknete. Immer war sie geschäftig, wenn sie im Dorfe wat — den Reisenden stand sie bei in ihrer Noth und hütete die kleinen Kinder, wenn die Alten ins Land auf den Linnenmarkt gegangen waren. Auch legte sie Karten und goß am Neujahrsabend Blei, oder prophezeite aus dem

Caffeesatz den Armen goldne Berge, den Mädchen einen hübschen Liebsten und den Burschen schmucke Bräute. — Mutter Liese theilte ihr Bettelbrod gern mit den Aermsten, verschenkte den noch tauglichen, ihr selbst erst geschenkten, rothen Bauernrock und setzte auf den ihrigen einen neuen Flicken, indem sie meinte: ist er mit mir alt geworden, so mag er mich auch noch bis an die Grube geleiten. — Das Bild der Armuth, das sie zur Schau trug, brachte ihr noch manche Gabe ein — aber das half ihr nicht viel — die rothe Liese hatte immer offne Hand und offnes Herz. —

Jetzt sah sie so recht seelenvergnügt aus. Im schwarzen Topfe hatte sie sich frischen Cichoriencaffee aufgekocht und recht viel Milch dazu gegossen, denn die Pächterin der Meierei da unten im Lande hatte ihr einen Topf voll geschenkt und Semmel hatte sie eingeweicht, auch ein bischen Syrup dazu gethan und alles noch einmal durcheinander aufkochen lassen. — Das war wohl ein Herrnmahl durch tüchtigen Appetit gewürzt und durch manche bittende Ansprache mühselig erworben — nun sollte es aber auch behagen und schmecken — der Tausend! — wie fuhr sie mit dem stattlichen hölzernen Löffel hinein — wie das schmeckte, wie das roch! — Kein König ist froher bei seinem Mahl von zwanzig Gängen als die rothe Liese bei ihrem Mahl nach zwanzig Gängen war.

„Guten Abend, Mutter Liese," sprach der arme Webermeister und wollte an ihr vorüber in seine Hütte gehen; wohl sah er den rauchenden Topf der Nachbarin, wenn auch nicht mit neidischen Blicken, doch mit einem Gefühl von Begierde, die sich unwillkürlich in seinen Blicken ausdrücken mochte.

„Guten Abend, Meister," entgegnete sie aufblickend, und fragte, nach der gutmüthigen, noch ächt patriarchalischen Gastlichkeit solcher Leute, „wollt Ihr mein Gast sein, so setzt Euch zu mir; wir plaudern eins zusammen und da gebe ich meine Caffeegesellschaft, so gut wie es die vornehmen Herrschaften thun, wenn auch auf meine Art und Weise."

„Ich danke, Nachbarin," seufzte der Weber, es würde einem Vater schlecht anstehen, sich so traktiren zu lassen, wenn seine armen Kinder am Hungertuch nagen; — will Euch zudem nicht berauben, sonst bät' ich Euch um einen Löffel Caffee für meine kleine Mimi, die im Sterben liegt."

Der Mann hatte bei aller Noth noch aus frühern bessern Zeiten her sein Ehrgefühl. — Er wollte nicht betteln, am wenigsten bei einer Bettlerin und im schrillenden Gefühl eines ungeheuern Unrechts, das ihm sein Geschick zugefügt hatte, wendete er sich ab und wollte in seine Hütte zurücktreten.

„Mann — Nachbar," rief die rothe Liese auf-

stehend mit dem Ausdruck von Entsetzen und Theilnahme, „was ist das mit Euch — was ist es mit den Kindern? — warum kommt die kleine Mimi nicht zur Mutter Liese, die ihr von draußen im Lande ein blaues Halsbändchen mitgebracht hat — und der kleine Fritz und Fränzchen — und das Kleine in der Wiege — ja, ja, Nachbar, die sollen meine Gäste sein — da gebe ich heute große Caffeegesellschaft — Juchheißa — Mutter Liese wird ihren Geburtstag feiern — ihren sechzigsten — mit Gott und Ehren." —

Damit hatte sie in komischer Eilfertigkeit ihren Caffeetopf aufgenommen und war dem Vater Mathias voraus durch die niedrige Hausthür, über den engen Flur in die Stube getreten, wo die armen Kinder — theils schlummerten und wimmerten, theils weinten.

Nun aber hätte einer diese Lust sehen sollen, wie der warme Caffee der Mutter Liese anfing die kleinen Würmchen gleichsam aufzuthauen — wie das — nach den ersten Lebenszeichen — anfing zu löffeln und schmekken — wie sie lachten, diese kleinen Buben, während noch die dicken Thränen auf ihren blassen Wangen perlten.

Meister Mathias sah von den Kindern auf die Mutter Liese und von dieser auf die Kinder. — Er wußte sich mit seinem einfachen, schlichten Verstande nicht zu finden, daß die Bettlerin so bereitwillig ihr eignes Labsal unter den Hungernden austheilte und dabei so freudig

und geschäftig war, als wäre ihr selbst ein großes Glück widerfahren, während der Millionair nicht einen Groschen, nicht ein tröstendes Wort für ihre Noth hatte.

Bald war der Topf leer und indem Mutter Liese ihn umkehrte, sprach sie lachend: „Da seht selbst, Nachbar, der Himmel speiset wohl die jungen Raben — für uns Alten aber ist nichts übrig geblieben."

---

6. Klagen der Weber.

„Meine gute Mutter Liese," nahm der arme Weber das Wort, „wir Alten sind schon daran gewöhnt, Hunger und Kummer zu leiden — ach das waren sonst andere Zeiten! — Hatte man sein Stück fertig, so war Hülle und Fülle im Hause — man kaufte das Garn selbst und verkaufte die Leinewand für ein gutes Stück Geld — war's nicht an Diesen — doch an Jenen. Die Käufer und Mäkler rissen sich förmlich um die Waare. So verdiente der Meister seine paar Thaler in der Woche und brauchte sich nicht todt zu arbeiten — aber jetzt — du lieber Herr Gott — da steht man immer an der Kreide bei unserm Herrn — hat man ein Stück auf dem Gestell, so geht auch schon das Borgen los — und wenn man noch Geld als Vorschuß bekäme — aber der Herr ist Fabrikant, Großhändler und Krämer zugleich. — Wird mir ein Thaler Vorschuß ver-

willigt, so muß ich ihn in Waare nehmen, die ich in der Stadt für den halben Preis kaufen könnte — das geschieht, sagen sie, damit die Leute nicht das Geld in Branntwein vertrinken — deshalb sorgen sie wohlthätig dafür, daß wir den Bedarf an Lebensmitteln und Kleidung erhalten. — Es mag indeß wohl ein Profit für den Factor sein — der dann wieder seine Krämer im Dorfe hat, von denen man Brod, Caffee und Kartoffeln, Schuhe und Jacken, auch wohl Dinge, die man nicht brauchen kann, statt des baaren Geldes annehmen muß. — Von den Häuserchen hier im Dorfe gehört schon lange mehr keine Schindel auf dem Dache dem Bewohner. In Zeiten der Noth muß man borgen und der Factor giebt's so lange auf Hypothek, bis zum halben Werth — und kann man die Zinsen nicht mehr zahlen — gleich sind die Gerichte bei der Hand und dem Herrn wird's zugeschlagen für ein Drittel von dem, was unser Großvater in den guten alten Zeiten dafür zahlte, und wir armen Leute müssen dann noch froh sein, wenn man uns für schweren Zins darin sitzen läßt."

„Weiß Gott, wo das noch hinaus will," sprach die rothe Liese mitleidig, „da ist der Bettler, der im Lande herumstreicht, immer noch besser daran als der fleißige Arbeiter. Wer so wie ich noch nebenbei sein Geschäft hat und schon so bekannt ist, daß ihn die Hunde nicht mehr anbellen, findet immer sein Stückchen Brod

und Speck und ein prächtiges Nachtlager auf dem Heuboden — oder gar für einen bischen Wahrsagen bei den Weibern und Mädchen, ein Schälchen Caffee — und hat man seine Schlafstelle zu Hause, wintert man sich wohl durch, bis da unten die Lerche wieder vom Ackerfelde in die blauen Lüfte aufsteigt und der Himmel wieder Gottes Segen wachsen läßt — der überall mitleidige Seelen macht — nur nicht in den Häusern der Reichen. — Ach, Gevatter, mir wird so wohl und weh um's Herz, höre ich unsre Harfenmädchen singen: es ist so schön — es ist so schön — in die weite Welt zu gehn! — — Wäre ich an Eurer Stelle — — ehe ich mich in einem Hause, von dem kein Span mehr der Eurige ist, so schinden und quälen sollte und doch nicht satt zu essen hätte, eher wollte ich lieber . . . ."

„Nur nicht betteln gehen, Frau. — Das Elend am eignen Herde, bei redlichem Fleiß und Mühen, denke ich mir noch süß gegen das Elend der Herabwürdigung, wenn man von Haus zu Haus mit dem Brodsack laufen muß und hier schnöde abgewiesen und dort von den Hunden in die Wade gebissen wird — wenn man da mit dem Stückchen verschimmelten Brod, das man uns zuwirft, sich sagen lassen muß: Ihr Lungerer, seid groß und stark genug — könnt Ihr nicht arbeiten? — und dann Gensdarmen und Polizei . . . ."

„Ach was, Nachbar, das sind gerade die be-

sten Freunde in der Noth für die armen Stromer und Strolcher. — Im Sommer liegen sie wohl in einem Kornfelde oder in der Furche eines Kartoffelackers — aber die Gensdarmen reiten nur auf der breiten Landstraße und sehen nicht, was im Lande vorgeht. — Und kommen solche Landstreicher Nachts mit einem Sack voll gestohlner Kartoffeln oder vom fremden Felde gepflückter Erbsen, oder auch mit einem aufgefangenen Hühnchen in das einsam belegene Häuschen eines Feldhüters — haben sie noch ein Paar Bettelpfennige oder Kupferdreier für Branntwein in der Tasche — da solltet Ihr das lustige Leben sehen — heißa lustig! — da wird junkerirt und getanzt und gefiedelt — Potzwetter — in solcher Bettelherberge .... Na, ich sage Euch, Nachbar, es sind immer meine fidelsten Nächte gewesen — da hat die rothe Liese gesprungen zum Tollwerden und Branntwein getrunken zum Umsinken — und ihr rothes Haar und rothes Brandmal auf der Wange haben sie eben so schön gefunden als das glatte Gesicht der besten braunen Dirne — und die Gensdarmen — Pah! — da — visitiren fein ordentlich die Wirthshäuser und Schenken und sehen die Pässe der Handwerksburschen nach; aber in die Diebesnester und Bettelherbergen kommen solche Leute nicht, die immer ihrer papiernen Instruction nachgehen und vor lauter Lesen und Schreiben nicht zum Handeln und Greifen kommen können, haha — und

wenn der Winter die Stromer aus den Feldern in die Dörfer treibt und es selbst hinter den Scheunen und Zäunen zu kalt wird für die dünnen Lumpen, durch deren Löcher jeder Wind zieht — na — so lassen sie sich aufgreifen durch die Landesvisitation im Herbst oder stehlen ein Paar Hühner — oder eine Speckseite — und kommen dann entweder auf den Schub — in die Heimath, wo die Gemeinde für sie sorgen muß — oder erhalten eine warme Stube, ein Lager auf einem prächtigen Strohsack und alle Tage einen hölzernen Napf voll warme Suppe und Brod in den bekannten Pensions- und Versorgunsanstalten der Gerichte, wo durch Schloß und Riegel und eiserne Gardinen so freundlich für ihre Sicherheit gesorgt wird — und dabei können sie faullenzen und sich ausruhen nach Belieben — — seht, Nachbar, so ist das lustige Stromerleben — was bedarf der Mensch mehr, um glücklich zu sein?" —

Während so die rothe Liese plauderte und dabei geschäftig für die Kinder sorgte, hatte sich der fleißige Weber wieder an seinen Webestuhl gesetzt, und arbeitete mit einer zuckenden Heftigkeit der Anstrengung, die wohl anfangs aus der Absicht entstanden war, das Versäumte wieder einzuholen, später aber eine Folge jener innern Aufregung war, die er vergebens sich bemühte zu unterdrücken. — Plötzlich ließ er die Hände sinken und die Füße und das Webeschiff ruhen. Zwei große Thränen liefen ihm

über die Wangen, indem er die rothe Liese wie gedankenlos anstarrte. —

„Um Gott, was ist Euch, Nachbar Mathias?"

„Mutter Liese," sprach er ernst und weich, „Ihr rollt mir da ein trauriges Bild auf von der schrecklichen Zukunft, der wir armen Arbeiter entgegen gehen, wenn die großen Manufacturen mit ihren Maschinen nur noch kurze Zeit fortfahren, jede Arbeit menschlicher Kunstfertigkeit entbehrlich zu machen — ja noch mehr — wenn der Reichthum unsere Herren und ihre Diener habgierig, hartherzig und knauserig macht gegen uns arme Leute. — — Doch, wir Menschen wollen deshalb nicht mit ihm rechten. Es ist ein Gott über uns, der wird einst am Tage des Gerichts den armen Weber und den reichen Fabrikherrn wägen auf derselben Waage der Gerechtigkeit. — Gott sei ihrer Seele gnädig, wenn sie den Fleiß des Armen auspressen, um für sich selbst den Wein der Ueppigkeit daraus zu keltern." —

„Aber, Meister," sprach die rothe Liese mit der ihr eignen Zutraulichkeit und dennoch im Ton eines milden Vorwurfs, indem sie die kleine blasse Mimi streichelte, die sich ihr anschmiegte, „Ihr, ein so vernünftiger Mann, in eine solche Lage zu kommen — hattet doch sonst immer ein Kartoffelstückchen und ein Schweinchen, das Ihr euch gemästet — und die Kartoffeln gaben Euch Jahr aus Jahr ein zu essen, und das Schweinchen ver-

kauftet Ihr, wenn es fett war, um Miethe oder Zins davon zu bezahlen — auf solche Weise konnte eine Familie wie die Eurige doch schon ganz anständig davon leben und wenn's auch mal knapp herging in der Wirthschaft — Hans Mangel kehrte doch niemals ein." —

„Frau," sprach der Weber ernsthaft und ärgerlich, „Ihr redet so klug, als wäret Ihr in Jahr und Tag nicht in unser Thal gekommen. Wißt Ihr denn nicht, daß der Forstgrund, auf dem diese Kartoffelstücke lagen, der Herrschaft gehört — ha! —"

„Nun — deshalb eben ...."

„Deshalb eben wurde er eingezogen, sobald einer mal den Zins nicht auf den Tag bezahlte, oder unter dem Vorwande, es sei nicht Brief und Siegel darüber gegeben, sondern ein Precarium — wie es der Gerichtshalter nannte — ein bittweise verliehenes Stück, das wieder zurückgenommen werden könne, wenn es dem Herrn nicht mehr beliebte, den armen Leuten den kleinen Kartoffel-Acker zu lassen. Ja noch mehr — Einige von uns — und das war auch mein Fall, — wir hatten mühsam auf dem Rücken Erde aus dem Thal auf eine Felsenplatte getragen, hatten das Plätzchen gedüngt und begossen, bis einige Kartoffelbüschel darauf wuchsen — da hieß es, wir hätten das Land aus dem Forst gestohlen und es wurde uns genommen; der Förster bestellte den von fleißigen Händen mühsam erst geschaffenen Boden,

von dem dreißig arme Weberfamilien lebten, mit Tannensamen, und wer wieder sein liebes mühsam geschaffenes Plätzchen betrat, wurde zur Wroge eingeschrieben und mußte Zwangsarbeit im Forst thun — der Factor aber ließ unten die schönen Bleichwiesen umbrechen und was nicht zum Zweck des Herrn nothwendig war, das wurde zu Kartoffelland und Ackerstücken eingerichtet und mit englischen landwirthschaftlichen Maschinen bearbeitet. Das nannten sie in den Berichten eine Musterwirthschaft, die der Herr Geheime Finanzrath mit großen patriotischen Opfern angelegt habe, damit die Bauern besser wirthschaften lernten und die armen Weber im Gebirge zugleich mit der ihnen fehlenden Kartoffelfrucht versehen würden. — Das sei Gott geklagt — ja, ja — die Sache war so übel nicht berechnet — unser Herr erhielt Belobung und Orden, der Factor hatte den Profit und wir die Noth; denn die Kartoffeln mußten wir bei den Vorschüssen auf Leinen als baares Geld annehmen und sie wurden uns nach Residenzpreisen, d. h. dreimal theurer angerechnet, als wir sie von den Bauern hätten kaufen können — — aber die Noth — die Noth ...."

„Das ist freilich eine schlimme Geschichte, Nachbar — da konntet Ihr es zu keinem Vorrath für den Winter bringen und kein Schweinchen mehr mästen." —

„Sich bei der Landesbehörde zu beschweren, wagte Niemand — man hätte es ihm schön angezeichnet — und dann

am Ende — — was hätte es geholfen — der Herr hat selbst seine Dominialgerichte und die würden nicht gegen ihn berichtet haben — also — was blieb am Ende übrig, als ...."

„Betteln —"

„Nein hungern. Ehe ich meine Kinder betteln schickte, hätte ich sie lieber vor meinen Augen sterben gesehen — ehe ich mir die Schande gemacht hätte...."

„Ei, Meister, werdet nur nicht grob und anzüglich! gute Menschen um eine Gabe ansprechen, ist keine Schande, wenn's einem Noth thut."

„Nicht für ungut, Frau! — Es fuhr mir nur so heraus und dann auch für Euch, die Ihr die Tochter eines Feldhüters seid, ist Betteln keine Schande — aber ich — aber ich — — ein achtbarer Gewerksmeister — Sohn eines Meisters — Enkel eines Meisters — und meine Kinder Meistersöhne .... — Die da unten im Comptoir schelten das Bettelstolz — ich aber sage, es ist der Stolz des redlichen Mannes, der, so lange er Hand und Fuß regen kann, immer bemüht ist, sich redlich durchzubringen — und der sich selbst und dem lieben Gott Alles, aber menschlicher Barmherzigkeit nichts verdanken will."

„Ja, ja Gevatter, das ist auch schon ein Unglück, solchen Nagel im Kopf zu haben, wenn nichts dahinter steckt als Noth und Sorgen...."

„Nun seht, Frau, wie man sich zu helfen sucht; ich will's Euch wohl im Vertrauen sagen — aber sprecht nicht darauf nach. — Da das Stück, was ich hier auf dem Webestuhl habe, schon dem Herrn verpfändet ist, indem ich Vorschuß an Lebensmitteln, auf angegebene Weise darauf erhalten habe, so habe ich noch ein altes Gestell heimlich da nebenan in der Kammer aufgeschlagen — und darauf webe ich so nebenhin ein Stück auf eigne Rechnung, das dann meine Alte heimlich verkaufen muß — oder eigentlich die Röse hat's gewebt und Monsieur Fritz von der Pfarre hat ihr geholfen — seht und das war nun gestern fertig geworden und meine Alte ist schon seit gestern damit fort, um es heimlich zu verkaufen — indeß war alles aufgezehrt — und da wir jeden Augenblick ihre Rückkehr erwarten . . . ."

„So habt Ihr gehungert — und habt die armen Dinger da hungern lassen — und die Hoffnung hat Euch von Stunde zu Stunde betrogen — Eure Frau ist noch nicht zurück."

„Muß aber jeden Augenblick zurückkehren — oder doch die Röse vom Pfarrhofe — die bringt den Kleinen auch immer ein Butterbrod mit."

7. Die Rose des Thals.

„Die Röse und der Fritz — ei — ei — Stahl und Stein giebt Feuer!"

„Habt keine Sorge — der Pfarrerssohn und unsre Röse sind wie Geschwister mit einander aufgewachsen."

„Die Röse — das Kind — das ich . . ."

„Still — nur still davon — bewahrt das Geheimniß — haben wir's aufgenommen an Kindes Statt, so haben wir auch Gottes Lohn dafür empfangen. Röschen ist ein gutes Kind, das uns immer lieb gehabt hat und Alles thut, was sie mir oder meiner Frau an den Augen absehen kann. — Ihr solltet nur sehen, Mutter Liese, wie ihr das Alles so fein und niedlich ansteht, wenn sie ihre kleinen Geschwister wartet, oder wie nett sie es macht, wenn sie unser Stübchen aufputzt mit Blumen, die ihr Fritz aus dem Pfarrgarten schenkt — lieber Gott," unterbrach er sich selbst, „Blumen — und Elend — ich denke manchmal, wenn ich das so im Stillen mit ansehe — das ist das Grab unsres Wohlstandes, das sie mit Blumen schmückt." — —

Eine Thräne perlte ihm bei diesen Gedanken im Auge, dann, den Schmerz niederschluckend, fuhr er fast lächelnd fort: „Ja, ja — und wie sie da die alte Commode von Nußbaumholz — das Erbstück von meiner seligen Großmutter zum Sonntag immer frisch auf-

bohnt und die Schlösser putzt — und wie sie die hölzernen Näpfe scheuert und den Tisch von Tannenholz da, dem Fritz das vierte Bein wieder fest gemacht hat, seht selbst, Mutter, ist er nicht so weiß wie Milch und so rein wie ein Osterlamm — du lieber Gott!"

„Ja, Nachbar, das vornehme Wesen steckt ihr einmal in der Art — ihre Mutter — Gott habe sie selig — — war auch so ein feines, zartes Ding — der es bei der Wiege nicht gesungen sein mochte, daß sie in einer einsamen Feldhüterhütte vor dem Dorfe — in einer schrecklichen Nacht unter Donner und Blitz Wochenbett halten sollte — — ohne andern Beistand — als den meinigen — na — Gott verzeihe es dem Rabenvater, der dieses hülflose Wesen in die Welt hinausgestoßen hat. — Am andern Morgen war sie todt — und hätte sich Eure Frau nicht erbarmt, die erst ihr Kind verloren hatte, das arme kleine Wesen an die Brust zu nehmen — und wie Ihr es lieb gewonnen hattet, aufzuziehen — wer weiß . . . ."

„Es wäre nicht leben geblieben, Frau, man kennt das, wenn eine arme Gemeinde Mutter wird von solchem Findelkinde — und hätten es die Mütter und die Ziegen im ganzen Dorf der Reihe nach säugen müssen, und wenn es der liebe Gott bewahrt hätte unter den Schlägen und Stößen, die man dem Kinde mit jedem Stückchen Brod gegeben hätte — du liebster Himmel — so

hätte es mit dem sechsten Jahre die Gänse hüten müssen und barfuß, als Stiefkind der Gemeinde würde es zu Gottes Tisch geschickt sein — so hat es Gott besser gegeben. Mit Liebe von uns behandelt, ist ihr das Herz in Liebe aufgegangen — der gute Herr Pfarrer hat sich des Kindes angenommen und hat ihr in der Ueberfülle seiner Herzensgüte mehr Bildung beigebracht, als ihr wohl gut sein dürfte, wenn sie einmal in die Verhältnisse einer Dienstmagd tritt, und das wird doch am Ende ihr Loos sein — wenn es sich günstig gestaltet."

„Daß aber Niemand weiß, wer ihre Mutter war — — mitten in der Nacht klopft sie an unsre Hütte — das Haar aufgelöset und zerzauset vom Regen — die feinen Kleider durchnäßt und in Unordnung — sie selbst ein Bild des Jammers und der Verzweiflung. — Gott, welches Elend — auch unter vornehmern Herrschaften — denn sicher gehörte sie den höheren Ständen an. — Und kein Wort — keine Klage — kein Papierchen verriethen, wer sie war und woher sie kam. — Sie war da — das war Alles — und das Kind war da — und der Tod war da — — Alles in der einen Nacht unter Donner und Blitz und Sturm und Regen — hu, mich schaudert, wenn ich nur daran denke!" — —

„Nichts als Brieftasche, ein Medaillon mit einem Bilde und einer Locke, welches Alles der Pfarrer zu sich nahm, den Euer seliger Mann auf ihren Wunsch her-

beigeholt hatte, und der ihr die Augen zudrückte — nachdem er noch ihre Beichte gehört und ihr den Trost der Religion gegeben hatte. — Da liegt eben der Knoten — der weiß sicher mehr als wir von Röschens Herkommen — aber der schweigt wie das Grab — und wird es auch wohl mit ins Grab nehmen — was uns eben recht ist — — denn käme jetzt Jemand und wollte Röschen als sein Kind reclamiren — wir müßten uns doch todt grämen . . . ."

„Aber wenn es nun ein reicher und vornehmer Herr wäre; wenn Röschen dadurch reich und glücklich würde und machte auch ihre Pflegeeltern glücklich" — —

„Der reiche und vornehme Herr könnte ihr wohl goldenes Geschmeide und seidene Kleider geben — aber keine Liebe. — Nun wir würden ihm das Kind nicht verweigern; aber wir hätten's doch verloren — das liebe Kind, das wir so lange als unser eigen betrachtet haben."

Die rothe Liese schüttelte den Kopf; denn es war ihr zu hoch — der Meister aber sprach: „Glaub's wohl, daß es Euch zu hoch ist, Mutter Liese — denn Ihr habt keine leiblichen und keine Pflegekinder — die Liebe zu unseren Kindern entsteht aber nicht daraus, daß wir sie erzeugt haben, sondern daraus, daß wir für sie sorgen, und je schwerer diese Sorgen waren, desto größer ist diese Liebe."

8. Die Liebenden.

Um dieselbe Zeit sah man ein jugendliches Paar auf dem felsigen Fußsteige daher kommen, welcher sich hinter den Häusern und kleinen Gärten am Saume des Tannenwaldes, der die Berglehne bedeckte, heranzog. Oft verlor sich der Pfad unter den dunkeln Tannen mit ihren langen Moosbärten — dann, von jedem menschlichen Auge ungesehen, wenn man nur noch den Häher an den Stämmen picken hörte, oder den klaren melodischen Waldruf der Drossel — — dann blieben sie stehen oder setzten sich auf einen der bemooseten Granitblöcke. — Es war, als hätten sie sich einander noch so viel zu sagen; denn mit sprechender Innigkeit blieb Auge am Auge haften — und dennoch gab es lange — lange Pausen in ihrem Gespräch, in welchem nur Seufzer und der Druck der verschlungenen Hände und ein von Zähren halb verschleierter Blick andeuteten, daß Liebe und Kummer zugleich ihre jugendlichen Seelen bewegten.

Das Aeußere von Beiden war einfach und ländlich. Der junge Mann von vielleicht neunzehn Jahren, war, was man auf der Bühne nennen würde, ein Naturbursche — gesund an Leib und Seele und kräftig gebaut, dabei anständig, halb städtisch gekleidet in einen blauen tuchenen Rock, welchen jedoch offenbar einer jener Dorfschneider gemacht hatte, die immer von Neumodig

sprechen, auch wohl eine drei Jahr alte Modezeitung zu Rathe ziehen und dann doch nur ein Ding zu Stande bringen, das einem verpfuschten Bauernrock nicht unähnlich sieht. — Doch wir wollen den jungen Mann damit nicht lächerlich machen. Es giebt etwas Gediegenes, Männliches im Menschen, das über jeder äußern Form erhaben sich überall geltend zu machen weiß — und Fritz, der einzige Sohn des evangelischen Pfarrers Walther, war einer dieser kräftigen, einfachen Naturen, die im Innern werthvoll und gediegen, freilich noch sehr der Schleifung bedürfen, um als Diamant vom reinsten Wasser überall zu gelten. — Fritz war ein Jüngling, der die Welt noch nicht kannte und sich gern von gereifter Erfahrung und besserer Einsicht leiten ließ; hatte er aber einmal etwas für wahr und recht erkannt, so war er auch der Mann danach, seinen Willen durchzusetzen.

Einen solchen jungen Mann zum Freunde, ja wir dürfen es jetzt wohl verrathen, zum Geliebten zu haben, ist immer schon ein bedeutender Schutz für ein sonst so hülfloses, junges Mädchen, wie Röschen, die Pflegetochter des armen Webers, war.

Fritz konnte nicht schön genannt werden, aber er war wohlgebildet; und seine treuherzigen Gesichtszüge, die biedere Redlichkeit, die aus seinen blauen Augen und von der freien Stirn zu lesen war, gewannen ihm Wohlwollen. Der Mann bedarf keiner Schönheit, denn

bestimmter ausgeprägt ist in seinem ganzen Wesen sein Charakter — dagegen ist es für ein junges Mädchen immer schon ein offener Empfehlungsbrief, den Schönheit der äußern Formen und Anmuth des ganzen Wesens gewähren. Rosa besaß diese empfehlenden Eigenschaften im hohen Grade — dazu aber lag etwas Interessantes auf ihren feinen Gesichtszügen von angenehmer Rundung der Formen, und der tiefe Blick aus ihren schönen großen Augen hatte etwas Schwärmerisches; im wehmüthigen Lächeln ihres kleinen Mundes lag ein Zauber der Anmuth, der sich mit Worten nicht beschreiben läßt. Ihre Figur war mehr klein als groß, aber von ungemeiner Zierlichkeit der Formen und leichter Bewegung. — An Geist und Verstand schien sie ihrem jungen Freunde bedeutend überlegen zu sein — wie denn auch, bei größerer Bildungsfähigkeit der Frauen, Röschen dem jungen Walther in dieser Hinsicht vorausgegangen war. Ihr Anzug von selbst gewebtem, blau gestreiftem Leinen war einfach und ländlich, das Kleidchen kurz, so daß die kleinen zierlichen Füße, mit weißen Leinenstrümpfen bekleidet, sich nicht verhüllten, wie das oft bei unsern Modedamen, die gewohnt sind auf einem großen Fuß zu leben, ganz zweckmäßig sein mag. Röschens ländlicher Anzug aber war nicht ohne jenen wohlkleidenden Geschmack und jene Sauberkeit, die unabhängig von der Mode gleichwohl angenehm ins Auge fällt. Ein grober Strohhut, den ihre

kleine, weiße Hand selbst geflochten und mit blauem Wollenband besetzt hatte, saß ihr leicht und etwas schief auf dem blonden Haar, das so glänzend und seidenweich zwei starke volle Flechten bildete. Der ländliche Strohhut beschattete einen Teint so weiß und zart, daß man ihn hätte ätherisch nennen mögen. Es war aber diese nur ganz fein geröthete Gesichtsfarbe, diese unendlich zarte, durchscheinende Haut nicht Folge von Kränklichkeit, sondern eine angeborne Zierde — das war es eben, was die Dorfbewohner meinten, wenn sie sagten: man sieht es ihr an, daß sie feiner Leute Kind ist, und das Stubenleben der Weber, so wie die äußerste Mäßigkeit, wozu sie die Armuth zwang, war wenig geeignet, ihr die frische braune Farbe der Bleicherinnen unten im Thal zu geben. Zudem begünstigt schon die reine Gebirgsluft die Weiße der Gesichtsfarbe — kurz, wer Röschen sah, fühlte sich von ihrer Erscheinung, wie von der eines Engels, wunderbar angezogen — kein Wunder daher, wenn sie auch auf das Herz jenes Naturſohns diese Zaubermacht geübt hatte, ohne es zu wissen und zu wollen.

„Wenn der Vater erst wieder hergestellt sein wird ....“ sprach der Jüngling, indem sein glänzender Blick ergänzte, was er sagen wollte, „dann werden wir ihm uns zu Füßen werfen und um seinen Segen bitten.“

Das Alles las das geliebte Mädchen in seinen strahlenden Augen, denn sie kannte in dieser Beziehung seine

Gesinnungen und Pläne und hatte oft schon versucht, ihm solche ungereimte Gedanken aus dem Sinne zu reden. Jetzt aber fiel sie ihm mit einem traurigen: — „Ja wenn?“ — in die Rede.

„Ja wenn,“ sprach sie, „Dein guter Vater jemals wieder gesund werden würde? — Ach Fritz, lieber Fritz,“ fuhr sie fort und brach in Weinen aus, „es wird Zeit sein, Dich vorzubereiten, damit Du in Deiner unerfahrnen Sicherheit nicht allzu schrecklich überrascht werdest.“

„Was Du da sagst?“ rief Fritz aus und wurde jetzt schon bleich vor Schreck, „mein Vater — es wird doch nicht gefährlich sein mit seiner Krankheit?“

„Ja — armer Fritz — arme Rose — ich habe zufällig von der Hinterstube aus die Berathung der beiden zugezogenen Aerzte gehört — sie sprachen von hypokratischen Zügen und intermittirendem Puls . . . .“

„Was heißt das?“ —

„So dachte ich auch — aber der Eine sagte — er überlebt diese Nacht nicht — der Andere meinte: nicht die Mitternacht.“

„Gerechter Gott — das wäre schrecklich!“ rief der junge Mensch entsetzt aus. Einem so jugendlichen frischen Leben liegt der Gedanke an den Tod so fern und seine Kenntniß menschlicher Zustände in gefährlichen Krankheiten ist so unvollkommen, daß er an die Möglichkeit des

Absterbens eines geliebten Menschen nicht glauben kann — bis er selbst da ist der kalte, starre und unerbittliche Tod.

Nachdem Fritz sich vom ersten Schreck erholt hatte, schüttelte er den Kopf und sprach: „Eben weil es zwei Aerzte sagen, glaube ich nicht daran. — Was Gott thut, das ist wohlgethan, aber menschliche Wissenschaft reicht nicht hin, nur die nächste Zukunft, die Gottes Willen leitet, zu ergründen. — Wenn es darum Gottes Wille ist, daß der Vater gesund werde, so wird er sich an alle Doctoren nicht kehren. Und da der liebe Gott ein allbarmherziger Gott ist, so kann und wird er nicht so grausam sein, uns das Liebste auf Erden zu rauben und uns arme Kinder hier so hülflos und allein zurückzulassen."

Fritz hatte sich damit in sein kindliches Gottvertrauen so hinein geredet, daß er Röschen anlächeln konnte wie ein Kind, das, von einem großen Schmerz befreit, nun durch Thränen lächelt.

„Es thut mir weh, Dein Vertrauen auf eine günstige Wendung seiner Krankheit erschüttern zu müssen, und doch wird es nothwendig sein, Dich an den Gedanken, unsern guten Vater zu verlieren, zu gewöhnen, denn," fügte sie mit einer, dem jungen Wesen fast komisch stehenden Altklugheit hinzu, „ein junger Mensch sollte immer in Zeiten an seine Zukunft denken — jetzt wäre es noch Zeit, mit dem Vater darüber zu reden."

„Meine Zukunft, Rosa? — o dafür ist mir nicht

bange. — Der Gott, der die Raben unter dem Himmel ſpeiſet, wird auch für uns armen Kinder noch ein Stück Brod und einen Krug Waſſer über haben — und die Hand, welche die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch für mich noch einen Rock oder eine Jacke ſchenken, wenn dieſe abgeriſſen iſt, und für Dich ein Fähnchen."

„Nein, das iſt's nicht, was mir Sorge macht; aber die Sorge um Deine Fortbildung iſt es, die mich nicht ruhen läßt. Du weißt, Dein guter Vater wollte Dich ſtudiren laſſen, damit Du dereinſt, wie er, die Kanzel betreten ſollteſt, um der Gemeinde ein Lehrer und Vater — und ein Helfer in der Noth — ein Bringer des Troſtes der Religion in Kummer und Tod zu werden — ein ſchöner Beruf!"

„Ja — liebes Röschen, das wäre mir eben recht, hier im Thal dereinſt Pfarrer zu werden, aber ich könnte es mir doch nicht anders ſchön denken, als wenn Du neben mir ſäßeſt unter dem Schatten der breiten Linde vor dem Pfarrhauſe — und Du brächteſt mir einen großen Napf voll ſaurer Milch und wir brockten Beide Brod hinein und löffelten um die Wette und küßten uns zur geſegneten Mahlzeit — weißt Du, liebes Röschen, wie neulich Abend — als Vater zu dem kranken Gänſehirten gegangen war — ach Röschen, ſo möchte ich es all' mein Lebtage haben — keine Pfarre ohne Quarre

und die Quarre wärest Du — und ein Dutzend frischer Bübchen und Mädchen — na . . . ."

Städtische Prüderie wäre hier erröthet und hätte geschmollt — aber dieses unschuldige Landmädchen sah ihn an mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Glückseligkeitsgefühl, dem sie sich für einen Augenblick hingab — alsdann aber kam um so trüber der Gedanke über sie, daß es doch Alles nichts damit sein würde, und in diesem Bewußtsein sprach sie traurig: „Aber, lieber Fritz, Dein Vater, in seiner unbegrenzten Gutmüthigkeit hat alle Einnahme seiner kleinen Pfarre mit den Armen getheilt — seit Jahren hat er im Dorfe keine Stolgebühren erhoben, und wie mir Frau Werner, seine Haushälterin, sagt, so schuldet er in der Stadt bei Bäckern und Kaufleuten schwere Summen für Brod und Kleidung, was er auf seinen Credit dort ausgenommen hat für die armen Weber in den Tagen der Cholera-Noth — aus diesen Schulden kommt er nie heraus — schon hat er sein Liebstes, seine Bücher an den Trödler geschickt, um diese Schuld vom Erlös bezahlen zu können; aber wie er aus der Stadt kam und das Geld dafür in allen Taschen hatte, da besuchte er auf dem langen Wege durch das Dorf alle die Kranken und Nothleidenden — und wie er dann nach Hause kam, so hatte er nichts mehr in den leeren Taschen als Gottes Segen, und legte sich hungrig zu Bett und freute sich, wenn's Keiner merkte, daß er

im Haushalt damit eine Ersparung gemacht habe. Und ob es gleich ihm selbst oft Noth that, so betete er doch nicht: unser tägliches Brod gieb uns heute, sondern: ihr tägliches Brod gieb ihnen heute und morgen." — —

„Ja — ja — so ist der gute Vater; und ich verdenk's ihm nicht — ich könnte selbst mein letztes Hemd fortgeben, um den Armen zu kleiden. — Man muß wohl weichherzig werden — so viel Elend giebt es jetzt hier in dem einst so wohlhabenden Thal." — —

„Und doch ist Dein Onkel, der reiche Fabrikbesitzer, der dieses Elend veranlaßt hat, so hartherzig dagegen geworden!"

„Er wäre der Letzte, bei dem ich Hülfe suchte," rief Fritz im edlen Unwillen, „dieselbe Hand, die Unsegen spendet, kann nicht Segen bringen wollen."

„Dennoch scheint Dein guter Vater seine letzte Hoffnung auf ihn gesetzt zu haben. Er hat ihm, wie Frau Werner sagt, einen versöhnenden Brief geschrieben und erwartet mit jedem Augenblick seinen Besuch. Deshalb hat er uns fortgeschickt. Für den Onkel wäre es eine Kleinigkeit, Dir ein Stipendium zu geben, wovon Du studiren könntest, um Pfarrer zu werden."

„Von diesem Menschenschinder," rief Fritz mit dem Kraftausdruck des empörten Gefühls, „nehme ich auch nicht einen Groschen an — — mindestens nicht

als Geschenk. — Kann er mich als Arbeiter gebrauchen — gut — so verdiene ich mein Brod und bin ihm keinen Dank schuldig."

„Aber unser schönes Luftschloß geht dahin — Du — der freie Sohn der Berge und Wälder — in ein enges Comptoir eingesperrt . . . ."

„Weißt Du was, Röschen? — kann ich kein Pfarrer werden, so werde ich Oekonom — oder Forstmann — oder wenn alle Stricke reißen — Damastweber, wie Dein Vater ist — aber unter einer Bedingung: Du wirst dann meine Frau Pächterin, Frau Försterin oder Frau Weberin."

„Ja, Fritz — wenn es Gottes Wille ist, werde ich einmal Dein Weib in Freud' und Leid. — Sei es so — oder so — Rang und Stand und Geld und Gut macht noch nicht alles Erdenglück; aber Genügsamkeit und Fleiß und Liebe und ein zufriedenes Herz — das bringt Glück und Segen ins Haus. — Geschick hast Du zu Allem. — Will's Gott, daß Du studirst, so hat Dir Dein gelehrter Vater Griechisch und Lateinisch genug beigebracht, um im Examen bestehen zu können — und sollte es nichts damit sein — nun so schreibst Du eine schöne und schlanke Handschrift, rechnest wie ein Rechenmeister und sprichst und schreibst französisch und englisch."

„Ein junger Mensch muß Alles lernen, dann hilft er sich wohl durch die Welt," sagte mein guter Vater

oft, und da er nicht reich genug war, um Lehrer zu bezahlen oder mich auf eine hohe Schule zu schicken, so übernahm er selbst meinen Unterricht."

„Und ich durfte daran Theil nehmen," sprach Rosa mit einer schwärmerischen Freude der Erinnerung.

„Das war es eben — Deine Nähe und Deine Theilnahme belebten meinen Fleiß — und wenn Du, mit Deiner schnellen Fassungsgabe, mit mir die Lection repetirtest, so wurde mir Alles klar, was mir noch dunkel geblieben war."

„Und dann sprach Dein Vater: das Handwerk hat einen goldenen Boden — ach! mit dem der armen Weber ist es nichts — und darum mußtest Du ein Handwerk lernen; „für den Nothfall," sprach Dein Vater „denn nur dem hilft Gott, der sich selbst zu helfen weiß." — Und so wurdest Du Weber."

„Ja, weil Dein Vater mein Lehrmeister wurde und Du, mein Röschen, meine Mitgesellin warest. Ach wir Beide mit unserer Regsamkeit, Geschicklichkeit und Genügsamkeit — wollen selbst als Weber schon durchkommen, wenn auch der Onkel noch so knappen Webelohn gäbe."

„O gewiß!" rief Röschen fröhlich, und Beide hatten über diese himmlischen Luftschlösser allen irdischen Kummer schon vergessen; aber jetzt blieb sie stehen und deutete auf eine Hütte, deren graues Schindeldach zwischen dem Tannengebüsch sichtbar wurde: „Da ist es

ja schon, meines Vaters Haus — und die Mutter wird zurückgekehrt sein von unserm gestrengen Herrn und das Stück Leinwand, das wir Beide mit unsern Händen so freudig und mühsam gewebt hatten, wird sie verkauft haben und Ueberfluß in Hülle und Fülle wird eingekehrt sein in die Hütte des Armen."

Noch eine lange Umarmung — ein schallender Kuß, im Dunkel des Tannenhorstes mit der treusten Liebe gegeben und empfangen, machte diese beiden Naturkinder für einen Augenblick zu den glücklichsten Wesen auf Erden — und dann betraten sie Hand in Hand die Hütte des Elends — um gleichsam aus ihrem Himmel zu fallen.

---

9. Die gebrandmarkte Leinewand.

In der schon halbdunkeln Stube des armen Webers gab es eine Scene der trostlosesten Verzweiflung.

Am Boden lag auseinander gerissen und verworren durch einander ein Stück ungebleichter Leinewand. Die Frau des Webers saß noch mit dem weißen Regentuch über den Kopf gesteckt und der bunten Tyroler Decke, welche die Stelle des Umschlagetuchs oder des Mantels bei den Frauen dieser Landschaft vertritt, auf einem niedrigen Schämel am Fenster. Sie hatte die Hände über einander gelegt; ihre ganze Haltung, so wie der Ausdruck

ihrer einst schön gewesenen blassen Gesichtszüge verrieth die äußerste körperliche Erschöpfung und jenes Uebermaß von Schmerz, dem der Mensch nichts mehr entgegen setzen kann als seine Wehrlosigkeit.

Die kleine Mimi hatte sich schmeichelnd an das Knie ihrer Mutter geschmiegt und das feine Gefühl des zarten Kindes gab es ihr ein, ihrer Mutter etwas Tröstliches sagen zu wollen. — „Mimi hungert nicht mehr," sprach sie mit der weichsten, lieblichsten Stimme, „und braucht heute nicht mehr zu essen; Base Liese hat uns prächtigen Caffee gegeben."

„Ja," rief Meister Mathias, und das geschah in dem Augenblick, als Fritz und Rosa eintraten und erschreckend über diese Scene, die sie sich noch nicht erklären konnten, an der Thür stehen blieben. — „Gott sei es geklagt — so weit hat es die Hartherzigkeit dieser Unmenschen gebracht, daß ein redlicher, fleißiger Handwerksmeister — ein kunstreicher Damastweber — bei — ha bei Gott — es ist eine Schande! — bei einer armen Bettlerin zu Gast gehen mußte mit seinen Kindern, um nicht Hungers zu sterben. — Und an diesem Stück, das sie gebrandmarkt haben," dabei riß er das eine Ende der Leinewand, welches den Drom*) enthielt, empor und

*) Das vom Webestuhl abgeschnittene Ende des Stücks, an welchem die Kette noch lange Franzen bildet.

deutete auf die mit Rothstift unvertilgbar darauf geschriebenen Zahlen, „an diesem Stück vom feinsten Faden — ächt leinenen Handgespinnstes würde der habgierigste Kaufmann seine funfzig Procent mit Ehren verdient haben; aber unser Herr kauft nichts vom armen Weber, wenn er nicht das Dreihundertfache daran verdient. — Jetzt rede Du, Alte, erzähl's dem Fritz und der Röse, wie diese üppigen Reichen das arme Blut behandeln. — Wenn da nicht Gott der Herr mit seinem heiligen Donnerwetter drein schlägt .... doch genug — man sollte auf wunderliche gotteslästerliche Gedanken kommen — über das Unrecht, das sie uns zufügen — — Röse — Du unschuldiges Lamm Gottes — bete am Sonntage in der Kirche zum Vater des Heils — daß er mir vergebe — was der Schmerz mir an frevelnden Worten und Gedanken entrissen hat."

„Vater — liebster Vater — beruhigt Euch doch," flehte Röse, indem sie sich mit kindlicher Zärtlichkeit an ihn schmiegte und die welken Wangen des alten Mannes streichelte, „der liebe Gott ist ein allwissender und allliebender Gott; er sieht auf Euer Herz und hört nicht auf die Rede, welche die lechzende Zunge nur so heraus stieß."

„Mein Vater, Du selbst hast mich gelehrt," fuhr sie fort mit der erhöhten Stimme einer schönen Begeisterung, „daß in höchster Erdennoth oft ein schöner

Bibelspruch tröstlich sei; so erinnere Dich denn auch heute an die schöne Stelle aus den Klageliedern Jeremiä, die ich Dir noch am letzten Sonntag Abend aus unserer Bibel vorgelesen habe und die da lautet: die Barmherzigkeit des Herrn ist alle Morgen neu und seine Treue ist sehr groß; der Herr ist mein Theil, spricht meine Seele; darum will ich auf ihn hoffen."

„Ja darum will ich auf ihn hoffen," rief der alte Mann und schloß das schöne zarte Mädchen in seine Arme, und die Kinder umklammerten seine Kniee und Mutter Mathias stand auf und legte ihre magern Arme um den Nacken des mit ihr alt gewordenen Mannes und weinte Thränen der Liebe an seiner Brust.

„Bis hierher," rief er, „hat uns der Herr geholfen und er wird uns auch noch ferner helfen; es sagt aber auch die heilige Schrift: Du sollst Deinem Bruder, der an Dir sündigt, vergeben nicht nur siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal — — und ich habe ihnen vergeben aus vollem Herzen und werde ihnen siebenzigmal siebenmal vergeben — und noch öfter, wenn es sein muß; denn in meiner Seele ist Trauer, aber kein Groll mehr. — Aber des Herrn Langmuth mit diesen Pharisäern und Sündern wird bald zu Ende sein — denn es spricht der Herr: Wehe dem, der sein Gut mehrt mit fremdem Gut! — wie lange wird es werden?"

Fritz stand in der Ecke des Zimmers wie zerknirscht

von Liebe und Theilnahme. Dieser einfache Trost, den sich diese redliche Familie aus den Worten der heiligen Schrift nahm, zeugte mehr, als es alle schöne Kanzelreden zu beweisen vermögen, für die Kraft des Glaubens im Volksleben. — Die rothe Liese stand im dunkeln Hintergrunde am Ofen und betete ein Vaterunser — und dann sprach sie laut das Amen hinein in die still gewordene Scene.

„Amen — Amen — Herr, Dein Wille geschehe, nicht der meinige," sprach der Vater, „jetzt aber laßt uns die Sache ruhig überlegen und in Ordnung bereden; denn mit dem Zürnen und Lamentiren kommen wir nicht aus der Noth — wohl aber mit Verstand und Besonnenheit. — Nun, Mutter, erzähle."

Röschen aber hatte indeß die Leinewand schon aufgenommen und fing an sie kunstgerecht wieder zusammen zu legen, und Vater und Mutter halfen ihr dabei. Fritz aber nahm schweigend Röschens schweres Handkörbchen, das er bis hierher getragen hatte, mit hinaus. In der Küche, die einen Theil der Hausflur bildete, nahm er den großen weißgescheuerten hölzernen Napf, und aus dem Korbe nahm er Brod, bröckelte es hinein, und dann goß er Bier darauf aus den zwei Flaschen, die im Körbchen standen, und mischte Syrup hinein und rührte Alles tüchtig um und durcheinander, und nachdem er das Gebräu gekostet hatte und fand, daß es gut war, da nickte

er vergnügt mit dem Kopfe, legte hölzerne Löffel hinein für Vater und Mutter und die vier Kleinen und vergaß selbst die rothe Liese nicht — er und Röschen hatten schon auf dem Pfarrhofe zu Abend gegessen — dann trug er es hinein in die Stube und setzte den Napf auf den Tisch. — „Da, nun löffelt," rief er fröhlich, „und eßt Euch satt — der liebe Gott schickt Euch diese süße kalte Schale durch unsre gute Frau Walther. — Nun erquickt Euch erst — und dann mag Mutter Mathias erzählen, wie es ihr ergangen ist — eine gute Mahlzeit hat schon manche Bitterkeit abgestumpft."

Fritz, mit seinem praktischen Hausverstande, hatte das rechte Mittel getroffen, die trauernde Familie zu beruhigen.

Nach dieser stärkenden Mahlzeit wurden Alle ganz vergnügt und Mutter Mathias erzählte harmlos und ohne Groll:

„Ich dachte gestern, als der Vater das schöne Stück Leinen vom Gestell genommen und kunstgerecht aufgerollt hatte, das soll einmal wieder Glück und Segen ins Haus bringen! Wir überschlugen den Preis, und da wir die Genauigkeit der gestrengen Herren kennen, so rechneten wir Alles so billig als möglich. Wir brachten also erstlich den Flachs in Anschlag; aber da Mutter Liese ihn uns aus dem Lande mitgebracht und für den halben Preis überlassen hatte, so schrieb der Vater blut-

wenig dafür an — und Röse und ich, wir spannen den ganzen Winter daran, und im Frühjahr brachte der Vater das feinste und egalste Garn, das er jemals bearbeitet hatte, auf den heimlichen Weberstuhl da in der Kammer, und Monsieur Fritz und Röse woben drei Monate daran, denn sie konnten nicht immer dabei bleiben, wegen der andern Geschäfte, nun sieh, Vater, sprach ich, die Arbeit ist nebenbei geschehen, und der Kaufmann will auch daran verdienen, ich dächte, wir rechnen auch nur die Hälfte von dem üblichen Spinner und Weberlohn. — Ja, Mutter Anna, entgegnete er, wir wollen Alles nur zur Hälfte rechnen, da werden wir's um so eher verkaufen, und so nahm er wieder die Kreide und brachte gerade sieben Thaler, neunzehn Groschen und fünf Pfennige heraus für das schöne Stück vom feinsten Hausleinen, das, wenn es gebleicht oder appretirt ist, in Berlin oder Leipzig mit zwanzig bis fünfundzwanzig Thaler bezahlt wird. — Ich sollte nur acht Thaler fordern, und wenn ich gedrängt würde, auf sieben — oder doch sechs Thaler halten."

„Wer konnte glauben," unterbrach sie Meister Mathias, „daß für solches Spottgeld das schöne Stück nicht tausendmal verkauft werden würde? — wir waren unserer Sache so gewiß, daß wir schon Pläne machten, was wir mit dem vielen Gelde anfangen wollten — ich dachte nur an Kartoffeln und Brodkorn im Lande auf-

zukaufen, um es nicht dreimal theurer uns vom Factor anrechnen lassen zu müssen — Mutter aber speculirte gar schon auf ein Schweinchen. Solch ein Ding, ganz klein, sprach sie, kostet höchstens einen Gulden oder einen Thaler — das frißt sich nun mit uns wohl durch, wird alle Tage größer und fetter und kostet am Ende seine zehn bis zwanzig Thaler — wir pachten uns dafür dann Acker, ziehen Kartoffeln und treiben das Geschäft mit zwei Schweinen schon ganz ins Große — eine Ziege, die wir dann aufziehen, giebt uns Milch und Butter und Käse — und wir leben nach Verlauf von einem oder zwei Jahren im Wohlstande, wie damals in den alten Zeiten, als ein geschickter Damastweber noch seine drei bis vier Thaler die Woche verdiente. — Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's — hört nur weiter!"

---

10. Comptoirscene.

Mutter Mathias fuhr fort zu erzählen.

„So plagte mich denn der Gott sei bei uns, daß ich zuerst zum Factor unsers gestrengen Herrn ging. Ich dachte: erfahren wird er's doch, daß Ihr ein Stück heimlich gemacht und verkauft habt — und dann wird er es Euch um desto schärfer eintränken, wenn Ihr es an einen Andern verkauft — und so ging ich denn gestern nach Bleichenau auf das Comptoir, wo in der lan-

gen Zimmerreihe ihrer Zwanzig auf ihren Reitböcken saßen und schrieben. Ich trat, wie das so Gebrauch ist, an das Gitter, das die Wölfe von den Schafen scheidet, und legte mein Stück Leinen schweigend auf den Tisch."

„Und sie griffen nicht gleich zu — diese Geier?" fragte der Weber.

„Nein — sie ließen mich ewig lange stehen in der peinlichsten Erwartung meines Lebens. Fort und fort kritzelten die Federn, und der einzige andere Ton, den ich hörte, war das Klirren von harten Thalerstücken, die nachgezählt und eingerollt wurden, und große Geldsäcke packten sie aus Fässern, die angekommen waren in eisernen Geldkisten und legten Papiere dazu, die wohl einen hundertmal größern Werth haben mochten, so vorsichtig gingen sie damit um."

„O, Geld haben sie wohl, diese Blutsauger, mehr als nöthig wäre, um das ganze Thal glücklich zu machen."

„So dachte ich auch und mir brannte der Boden unter meinen Füßen, als stehe ich auf glühenden Kohlen."

„Endlich — nach langer Zeit, warf der Oberfactor, der ganz vorn sitzt, weil er gewöhnlich den Einkauf selbst besorgt, einen halben Blick auf mein Stück Leinewand und fragte barsch, während er weiter schrieb: „Von wem?" —

„Von Meister Mathias — oben im Tiefenauer Thale" — —

„Nachsehen, sprach er zu einem Comptoiristen, der hinter ihm saß, indem er fortfuhr zu schreiben."

„Dieser schlug in einem großen Folianten, der zur Seite lag, auf, und indem er mit dem Finger einer langen Reihe Namen folgte, fragte er: Mathias Christoph Heinrich?"

„Ja, Christoph Heinrich Mathias, Damastweber in . . . ."

„Weiß schon, sprach er, schlug einen andern Folianten auf und deutete auf eine Stelle: Hier — sein Conto — Nummer 9990 — ein Stück Tafeldrell — zehn Pfund Maschinengarn No. 3. und fünf Pfund Handgespinnst No. 1., erhalten darauf Vorschuß . . . . einen Scheffel Kartoffeln zu sechzehn Groschen . . . . an Brod . . . ."

„Zusammenrechnen! gebot der Factor, dann wendete er sich freundlicher, als sonst seine Art ist, gegen mich und sagte: Na — Ihr seid doch noch ordentliche Leute, daß Ihr das Stück fertig gemacht habt, worauf Ihr Vorschuß empfangen — da sind aber die andern Spitzbuben, die mißbrauchen die Güte des Herrn und machen nebenbei heimlich ein Stück, das sie verkaufen, um nur baares Geld zum Versaufen und Verschlämmen in die Hände zu bekommen — laßt sehen — wie die Arbeit beschaffen ist — gewöhnlich wird drüber hingesu-

delt oder die Canaillen verkaufen das Maschinengarn und schießen den wohlfeilern baumwollenen Twist dafür ein — aber mich sollt Ihr nicht dumm machen — ich kenne die Schliche und Kniffe von solchem Lumpenpack — — Donnerwetter, fuhr er plötzlich auf, nachdem er einen Blick auf das Stück geworfen hatte — das ist ja nicht Damast — das ist Leinewand!"

„Halten zu Gnaden, gestrenger Herr Oberfactor," sprach ich ängstlich, „das ist die erste Arbeit meiner Tochter Röse, auf dem zweiten Gestell, das wir noch in der Kammer haben; am Damast arbeitet mein Mann Tag und Nacht."

„Flausen, rief er, macht das einem Andern weiß, aber mich sollt Ihr nicht für Euren Narren halten. Doch das Stück ist einmal da — laßt sehen! — Jetzt besah er es näher, ließ es auseinander legen und messen — und nach seinen Zügen zu urtheilen, schien er damit zufrieden zu sein."

„Nun? fragte er endlich, und was soll die Schundwaare kosten?"

„Schundwaare!" rief der Weber dazwischen, indem er aufsprang, „dieses Stück Waare ist das beste, das jemals im Lande gearbeitet wurde — mich mag er schelten, wie er will; wer aber meine Waare verachtet — das Gespinnst und die Arbeit meines Röschens — der greift mich an die Seele."

„Laßt es gut sein, Vater Mathias," sprach Fritz, „das meint er nicht so — das ist ein Schacherkniff — je besser die Waare, desto mehr tadelt er sie. — Paßt auf, so wird's kommen!"

„Nun Mutter — wie war's weiter," sprach der Weber, wieder beruhigt.

„Ganz so, wie Musjeh Fritz da sagten. — Er hatte nach dem Preise gefragt und ich sprach: acht Thaler! da fing er furchtbar an zu lachen und trippelte hin und her. — Ihr seid nicht klug, brach er endlich aus — mit solchen unverschämten Forderungen will das Volk meinen hohen Principal zum Bettler machen. — Als ob die alten Zeiten noch wären, wie das deutsche Leinen nach Amerika ging — das ist lange vorbei — Deutschland wird noch dazu mit Belfaster Leinewand aus Schottland überschwemmt. — Hätten wir nicht auch Maschinen angelegt wie die Engländer, so trüge schon lange kein Deutscher mehr ein deutsches Hemd. — Ich will Euch sagen, was der Bettel da werth ist. — Damit ergriff er ein Stück Röthel und schrieb darauf eine Nummer, die nach ihren Büchern den gebotenen Preis bedeuten sollte, und daneben die Chiffre der Firma des Hauses seines Principals."

„Da, sprach er, zwei ein drittel Thaler — das sollt Ihr haben dafür — und noch aus wahrer Barmherzigkeit — denn es ist ein Heidengeld für solche Lap-

pen — und einen halben Scheffel weiße Bohnen nehmt Ihr in den Kauf — denn das viele baare Geld taugt für Euch nicht — Ihr geht damit in die Schenken und versauft es."

„Herr, rief ich empört, das ist ja ein Schandgebot und eine Ehrenschändung dazu — ich bitte um Erlaubniß, den gestrengen Herrn selbst zu sprechen; ich wette, daß er nicht so unbarmherzig sein kann, arme Leute so zu drücken."

„Der Herr hat mehr zu thun, als jedes alte Weib anzuhören, das ihm die Ohren voll lamentiren würde!"

„Du lieber Himmel, rief ich aus, zwei ein drittel Thaler! — damit ist noch nicht der Flachs, geschweige denn das Gespinnst und die Arbeit bezahlt."

„Geschieht Euch schon recht — warum macht Ihr solche Arbeit, die Niemand bestellt hat. — Geht doch — geht — versucht's, ob ein Anderer mehr zahlt. — Noch eins aber schreibt Euch hinter's Ohr — wenn Ihr damit erst im Lande herum gelaufen seid und könnt's nicht los werden — und kommt dann wieder — so haben sich indeß die Conjuncturen geändert und ich berechne Euch nur zwei Thaler. — Nun adieu — adieu!"

„Gestrenger Herr . . . ."

„Nichts mehr — ja oder nein — kann um solch ein Bettelgeschäft meine Zeit nicht verlieren."

„Es ist unmöglich."

„Gut dann — marsch fort; ich halte Euch nicht.“

„Da nahm ich denn mein gezeichnetes Stück unter den Arm und ging in die Stadt zu Henneborn und Compagnie, aber als sie das Zeichen sahen, da sagten sie auf dem Comptoir, das möge wohl ein geringes Gebot sein — aber sie könnten's nicht kaufen, ohne Herrn Walther zu beleidigen. Und so erging's mir noch bei drei, vier Andern, und ich sah, daß es der Factor gebrandmarkt hatte und daß Niemand wagte, das Stück selbst nur für diesen Spottpreis zu kaufen.“

„Das ist ungesetzlich,“ rief der Weber, „eben so unerlaubt als unmenschlich! — aber wie können wir armen Leute den reichen Gutsbesitzer bei den Obergerichten in der Residenz verklagen? — O Zeit — o Welt — der Arme muß sich jede Despotie, jede Willkür von dem Reichen gefallen lassen!“

„Hilft Alles nichts, Vater — wir müssen Brod und Geld haben,“ sprach die Hausfrau mit Besonnenheit, „jetzt entscheide Du, sollen wir es hingeben für den Schandpreis, oder bis auf bessere Zeiten liegen lassen.“

„Können wir das?“ rief der Weber, „haben wir Vorrath nur auf einen Tag? müssen wir nicht verkaufen und arbeiten um jeden Preis?“

„Vater,“ sprach Röschen, während der letzte Strahl der Abendsonne durch das kleine Schiebefenster ein röthliches Streiflicht auf ihre feinen Gesichtszüge warf, „ich

werde selbst gehen und versuchen, ob ich diese Tigerherzen nicht zu erweichen vermag, durch meine Bitten und Thränen."

Rosa erschien in diesem Augenblick Allen wie ein Engel des Himmels, der ihnen Glück und Segen und Rettung aus der Noth verhieß. Der alte Weber nahm seine Mütze ab, faltete die Hände darüber und betete einen tröstlichen Bibelspruch:

„Du hast mein Leben aus dem Verderben geführt, Herr mein Gott! da meine Seele verzagte, gedachte ich an den Herrn und mein Gebet kam zu Dir in Deinen heiligen Tempel. Die da halten über dem Nichtigen, verlassen ihre Gnade. Ich aber will mit Dank opfern; mein Gelübde will ich bezahlen dem Herrn, daß er mir geholfen."

Und Alle beteten den Spruch mit und fühlten sich vom Vertrauen erfüllt. Auf morgen früh wurde Röschens Wanderung nach dem Comptoir des Herrn Walther beschlossen. Fritz erbot sich, sie zu begleiten; jetzt aber erhielt er einen Boten, der ihn schleunigst nach dem Pfarrhofe zurückrief.

---

11. Der Comptoirist.

Um das Folgende besser verstehen zu können, mögen unsere Leser sich eine Geschichte erzählen lassen, die

wohl Abenteuerliches genug enthält, deren Lösung aber so ganz aus dem modernen Leben gegriffen ist, daß in unsern materiellen Zeiten, wo Geld und Reichthum Alles gelten, wohl Jede unsere Leserinnen in dem weiteren Kreise ihrer Bekanntschaft schon Aehnliches erfahren haben mag.

Es war etwa achtzehn Jahr vor der Zeit, in welcher unsere Erzählung beginnt, da saß auf seinem Reitbock im Comptoir des reichen jüdischen Banquiers und Fabrikherrn, Simon Goldhase, ein junger Mann von einnehmendem Aeußern mit Briefschreiben beschäftigt, die übrigen Comptoiristen hatten sich schon entfernt zum Mittagstisch. Der junge Mann, den wir Urban nennen wollen, war übrigens durchaus nicht geschäftlich gekleidet. Er trug Frack und Beinkleider vom feinsten schwarzen Tuch, Jabot und Manschetten und eine weiße Cravatte, weiße Glacéhandschuhe lagen auf seinem Pult und ein großer Siegelring mit einem brennend rothen Carneol prangte an seiner Hand. Das Haar war mit äußerster Sorgfalt parfümirt und duftete, so wie das Taschentuch vom durchdringenden Geruch des eben aufgekommenen Patchouli, dieses penetranten Pariser Parfüms. Seine Gesichtszüge waren blaß, fein und einnehmend, doch lag in der Tiefe derselben mehr Bedeutung, als sonst den Gesichtszügen eines jungen Commis eigen zu sein pflegt. Es lag etwas Kluges, Berechnendes und Verstecktes in diesen Zügen, was wir in diesem Augenblick

nicht anders auszudrücken vermöchten, als es, war ein Geist der Speculation darauf ausgeprägt. Als Geschäftsmann schien Herr Urban einer der tüchtigsten des Comptoirs zu sein. Die von ihm eben vollendeten Briefe waren in englischer und französischer Sprache abgefaßt und zeigten eine eben so flüchtige als schöne kaufmännische Handschrift.

Nachdem, wie es schien die Geschäfte des Principals abgethan waren, legte er die von ihm geschriebenen Briefe auf ein andres Büreau, worauf sich die Copirbücher befanden und ergriff nun einen der zierlichsten Briefbogen, die sich unter den Vorräthen befanden, mit Goldschnitt und künstlicher Pressung, legte ihn kleiner zusammen und schrieb mit kleinen und doch zierlichen Schriftzügen, in flüchtiger Eile:

„Geliebte Minna!

Als ich zu Hause war, um Toilette zu machen, wareſt Du ausgegangen. Ich eile daher jetzt, nachdem die heutige Post abgethan ist, Dir hiermit ein vorläufiges Aviso zu geben von einer interessanten Neuigkeit, die wohl geeignet sein dürfte, die freudigsten Hoffnungen zu erregen und alle unsere Noth auf einmal zu beendigen. Ich habe Dir schon oft gesagt, daß ich Ursach habe zu glauben, ich sei dem Principal unentbehrlich geworden. Ich bin zwar einer der jüngsten der höheren Comptoiristen, aber ich werde mit den wichtigsten Aufträgen beehrt, eigentlich

so zu sagen in die Confidence des Hauses gezogen. Doch Herr Goldhase ist im Uebrigen kalt und verschlossen, wie das einem Matador auf der Börse wohl ansteht, er ist stolz auf seinen Reichthum, wie auf den Credit seines Hauses; aber Keiner seiner Untergebenen kann bis jetzt sich rühmen, daß er nur ein Wort mehr mit ihm gesprochen habe, als das Geschäft erfordert. Du weißt, daß ich schon längst auf die Stelle des ersten Buchhalters speculire. Ich passe ihm ungeheuer auf die Finger und da ich die Revision der Bücher habe, so ist es mir schon zwei Mal gelungen, ihn auf einem kleinen Flüchtigkeitsfehler, der übrigens der Sache nichts schadete, zu ertappen; aber unser Herr ist genau. Passirt es noch ein Mal, so ist er pritsch — und ich bin Buchhalter mit zwölfhundert Thaler Gehalt und führe mein himmlisches Liebchen zum Altar. —

Ferner soll der Buchhalter — der zwar Frau und Kinder hat, aber was thuts? man ist am Ende doch sich selbst immer der Nächste — heimlich trinken und spielen. Du kannst denken, daß ich ihn wie ein Polizeispion beobachte. Ich dränge mich in sein Vertrauen und thue, als ob ich selbst ein Libertin sei, nur um ihn zu dem Geständniß zu bringen, wo er seine geheimen Orgien feiert, ich insinuire mich bei seinen Bekannten, mache seiner Frau, die etwas kokett ist, den Hof, um jene zum Zeugniß, diese zur Klage über das Betragen

ihres Mannes zu verleiten. Gelingt mir das, so bedarf es nur eines anonymen Briefs an meinen ohnehin so mißtrauischen Principal unter Angabe von Zeugen und Beweisen, und Freund Wahrendorf ist verloren — und ich habe seine Stelle und Du, mein geliebtes Weib vor Gott, wirst dann auch mein Weib vor der Welt, ohne daß es der heimlichen Trauung bedarf, weshalb Du mich immer quälst.

Nun höre, was sich heute Morgen ereignete, gestehe mir selbst, die Sache scheint sich noch schneller zu machen, als wir dachten.

Heute Morgen, als ich dem Principal die Courszettel von London in sein Cabinet bringe, sieht er mich scharf an und fragt: Wie alt sind Sie jetzt?

Er liebt Pünktlichkeit und ich antworte rasch: Sechs und zwanzig Jahr, drei Monat, dreizehn Tage und elf Stunden, weniger drei Minuten.

Indem er fortfuhr zu schreiben, und ich mich eben zurückziehen wollte, warf er noch einen Blick auf mich und sprach: Fahren Sie so fort, ich bin mit Ihnen zufrieden.

Das war eine Belobung, wie es noch Keiner erhalten hatte. Ich war darüber sehr glücklich und wagte zu entgegnen: Es ist nur der Wunsch Gelegenheit zu erhalten, dieses Lob in noch höherem Grade zu verdienen, wenn ich mir erlaube meines werthen Herrn Principals

hohes Wohlwollen für den Fall in Anspruch zu nehmen, daß vielleicht die Stelle des ersten Buchhalters erledigt werden sollte. —

Ha, ha — der Monsieur möchte heirathen? — fragte er scharf, indem er mich fixirte.

Ich antwortete ausweichend: Welcher solide Mensch in meinem Alter wünschte nicht seinen eigenen Hausstand begründen zu können? —

Will nicht mit der Sprache heraus — entgegnete er forschend mit einem erzwungenen Lächeln — hat sich vielleicht schon verplempert. He? —

Nun vergieb, meine himmlische Minna, wenn ich bei der entschiedenen Abneigung meines Principals gegen das frühe Verloben junger Leute ohne Brod und Aussicht, worüber er sich schon einige Mal sehr stark ausgesprochen hatte, es nicht wagte, die Wahrheit zu bekennen. Ich mußte voraussetzen, daß ich dadurch mein ganzes Glück und jede Hoffnung auf Beförderung verscherzt hätte und antwortete dreist: Aber wie können der Herr Principal mir solche Dummheiten zutrauen? —

— Nun, nun, entgegnete er, konnte es auch im Ernst wohl nicht glauben, was die Leute munkeln. Ein junger Mensch, der sich — verzeih Minna, daß ich die mein Herz empörende Rede meines Principals vielleicht zu schonungslos mittheile, aber ich bin einmal gegen Dich, meine Geliebte, wahr durch und durch; —

Kurz, er sprach: ein unvermögender junger Mensch, der sich mit einem armen Mädchen verlobt, ist ein Narr, welcher sich den vielleicht einzigen Weg des Glücks verbaut, nämlich den, durch eine reiche Parthie ein Sort zu machen. Ihnen kann ich diese Narrheit nicht zutrauen. Sie werden heute Mittag eine Suppe bei mir essen — aber ganz en famille — meine Tochter, bei der Sie einen großen Stein im Bret haben, hat Sie mir noch besonders empfohlen. — Sie sind ein Tausendsassa, der Glück bei den Damen macht. — Zehn Minuten vor drei Uhr erwarte ich Sie in meinem Cabinet. Dann werden wir weiter über Ihre Beförderung sprechen. Guten Morgen!

Damit war ich entlassen. Denk Dir diese Ehre, zum intimen Familiendiner dieses Hauses zugezogen zu sein! Außer dem ersten Buchhalter, der schon dreißig Jahr lang im Geschäft steht, hat noch Niemand von den zwanzig jungen Leuten im Comptoir diese ungeheuere Auszeichnung genossen.

Das muß etwas hinter sich haben! Du bist doch nicht etwa eifersüchtig auf das alte Runkunkel, die hucklige und bucklige Regine? — die kann sich mit ihrer halben Million begraben lassen — an die wird Keiner anbeißen, der nur noch einen Funken von Manneswerth in sich fühlt; und dann bin ich auch viel zu arm und unbedeutend für eine solche Parthie; kurz, mit gutem Ge-

wissen wiederhole ich hiermit freiwillig meinen, mit meinem Blut unterzeichneten Schwur der Treue. Wenn ich jemals mich verleiten lassen könnte aus schnöder Habgier eine Andere zu heirathen, als Dich, meine Geliebte, so fordere ich Gott und Teufel heraus, meine Treulosigkeit zu rächen, so will ich ein Verdammter und Verfluchter sein; so möge diese Hand verdorren, mit der ich dieses schreibe, die Hölle möge das Gold, das ich auf solche Weise erwerbe, zu glühenden Kohlen machen und die Raben mögen dereinst an meinem Leichnam zerren!

Bist Du nun zufrieden? meine Minna, meine Einzige, meine Geliebte — mein Weib! —

Nun dann, heute Abend verkünde ich Dir unser Glück — dann umarmt Dich wieder der Treueste aller Treuen — Dein

Urban.

Nachschrift.

Sonne, Mond und Sterne waren schon Zeugen meiner Schwüre gewesen. Kann denn nichts Deinen Mangel an Vertrauen auf die Festigkeit meines Charakters besiegen, nichts Deine glühende Eifersucht verbannen? O Du Römerin! — ich aber bin ein Germane — ein Enkel jenes Volkes, von dem schon Tacitus die Tugenden der Treue und Beständigkeit rühmte.

Noch fünfzehn Minuten — dann schlägt die Stunde der Entscheidung unsers Geschickes! —

Der Obige.

Nachdem Urban diesen Brief gesiegelt und adressirt hatte, übergab er ihn dem Hausknecht, auf dessen Verschwiegenheit er sich verlassen konnte, zur Besorgung.

Es war ein seltsamer Brief, der einen tiefern Blick in seinen Charakter gestattet, als er wohl beabsichtigt haben mochte.

Urban hatte eine doppelte Natur. Das Menschliche in ihm liebte, das Kaufmännische berechnete und verdammte ein Verhältniß, das ihn nach menschlichen Berechnungen unauflöslich gebunden hatte. — Gegen die verführende Versuchung eine reiche Parthie zu machen, wollte er sich selbst sichern, daher die gräßliche Wiederholung dieses Schwures.

---

12. Die Empfängerin des Briefes.

Die Empfängerin dieses Briefes las ihn wiederholt mit großer Aufmerksamkeit.

„Sein Glück will er auf fremdes Unglück bauen?" sprach sie und schüttelte unwillig den schönen dunklen Lockenkopf; „das bezeichnet keine edlen Gesinnungen!"

„Der Vorwurf, daß ich arm sei — daß er durch mich sein Glück verscherze — wenn er ihn auch einer Andern nachredet, wie unzart, daß er es mir mittheilt! — —

— Daß es darauf abgesehen ist, ihm eine reiche Frau zu geben — ha — vielleicht des Juden Tochter — das lese ich zwischen den Zeilen.

— Und wozu dieser Schwur? — traut er sich selbst nicht? — wie kann ich ihm vertrauen?

— Unglückliche, wenn du dich in ihm geirrt hättest! Geirrt — gräßlich, und du fühlst dich Mutter von ihm."

Es war eine interessante Erscheinung, diese Minna, die dieses Selbstgespräch führte.

Wir sehen sie sitzen in einem reinlichen Mansardenstübchen, an dem in die Schräge des Dachs hineingebauten Fenster. Sie war mit einer feinen, sehr kunstreichen Stickerei beschäftigt, dessen Erlös sie für ihren eignen Lebensunterhalt und für die Pflege einer kranken Mutter, die in einem Nebenkämmerchen schlummerte, so sehr bedurfte.

Die kleine hölzerne Wanduhr pickte, der Vater lag auf dem Lederfessel ihrer Mutter und ließ ein leißes Schnurren hören. Sonst war Alles still. — Es war ein unheimliches Gefühl, das Minna überschlich. — In diesem Augenblick vielleicht war schon ihr Geschick entschieden, und erst auf den Abend sollte sie es erfahren. Sie überdachte die Geschichte ihrer Mutter und erklärte in ihrem Unmuth alle Männer für treulos und Verräther.

Werfen wir noch einen Blick auf dieses Genrebild.

Minna war über die erste Jugendblüthe hinaus, aber noch nicht über die Jahre der Leidenschaft. Ein dunkler Teint ohne Wangenröthe, schwarze Augen, die zu flammen schienen, wenn sie die langen seidenen Wimpern aufschlug und eine dunkle Lockenfülle, die sie wie eine Löwenmähne zurückschüttelte, wenn sie den Kopf von der Arbeit erhob — dabei eine große edle Gestalt, römisch gebogene Nase und einen kleinen Mund mit den herrlichsten perlenweißen Zähnen — das Gesicht ein schönes Oval, dem selbst der südliche Flaum auf der Oberlippe nicht fehlte.

So war Minna ein verjüngtes Bild ihrer Mutter, deren Geschick nicht ohne Einfluß auf die Richtung ihres eigenen Charakters geblieben war.

Im Geschick derselben lag viel Romantik; Vieles aber auch, das entsetzlich war. Eben weil sich Vieles daraus in Minna's Charakter abspiegelte, können wir nicht umhin, für dies Mal der Sitte der alten Romanschreiber zu folgen und auch die Geschichte der Mutter, wenigstens flüchtig skizzirt zu erzählen.

---

13. Die Römerin.

Minna's Mutter war eine Römerin, aus einer angesehenen Bürgerfamilie, die eine sogenannte Pension für Fremde hielt. Unter den Fremden, die in ihrem Hause

wohnten, befand sich ein russischer Fürst, einer der schönsten Männer seiner Zeit. Leichtsinnig und liebenswürdig, gelang es ihm bald, die feurige Römerin zu verführen. Doch diese zitterte vor der Rachsucht ihrer Brüder. Auch den Fürsten bedrohten Banditendolche, da die stolze Familie Verdacht gefaßt hatte. Minna wurde eingesperrt. Der Fürst verließ Rom und Minna erhielt Erlaubniß, wieder die Messe zu besuchen. Aber Signore Pietro Gambista, der Kammerdiener des Fürsten, ein schlauer Piemonteser, übernahm die Entführung der Geliebten seines Herrn. Der Beichtvater der schönen Guiulia war dabei behülflich. Auf der Grenze von Savoyen empfing sie der Fürst, aber Fra Bartholo — so hieß der Capuziner, der der Vertraute dieses Verhältnisses war — hatte es ihr zur Gewissenspflicht gemacht, den Geliebten ohne Vermählung nicht ferner zu erhören. Fürst Alexei Tubolsky war noch verliebt und leichtsinnig genug, um sich zu einer morganatischen Ehe mit der schönen Römerin zu entschließen. Ein Jesuit übernahm in majorem dei gloriam, gegen ein Weihgeschenk von einem Diamantengeschmeide für die heiligste Madonna Maria, die geheime kirchliche Einsegnung der Liebenden. Nun fühlte Guiulia ihr Gewissen beruhigt. Die Rosentage der heimlichen Ehe verlebten Beide in einem reizenden Landhause am Comer-See — dort wurde Minna geboren. Der Himmel hing voll Wonne. — Aber die

Gluth der Leidenschaft hatte mit der Geburt dieses Kindes seine höchste Höhe erreicht. Schon nach wenigen Wochen fühlte sich der junge Fürst ennuyirt durch das Kindergeschrei, durch die Eintönigkeit der Lebensweise und selbst durch die leidenschaftliche Zärtlichkeit seiner Gattin, die jetzt nur für ihn — und für ihr Kind zu leben schien. Jagd und kleine Reisen genügten dem an die Zerstreuungen der großen Welt gewöhnten, reichen Cavalier nicht mehr. Er ging nach Paris und Guiulia folgte ihm mit ihrem Kinde unter Pietro's Begleitung, für dessen Gattin sie vor der Welt gelten mußte.

Schon diese Zurücksetzung hatte den Stolz der jungen Frau auf das tiefste empört; da sie aber einsah, daß die Stellung ihres Geliebten zu der Welt dieses Opfer fordere, so brachte sie es ohne Murren; aber eine tiefe innere Bitterkeit war damit in ihrer Seele zurückgeblieben, die das ebenfalls verwöhnte Weib übellaunig und mißvergnügt machte. — Eine solche Verstimmung ist kein Mittel einen flatterhaften Gatten zu fesseln. Er besuchte sie immer seltener; bald erfuhr Guiulia, und zwar durch den Kammerdiener selbst, daß Fürst Tubolskoy eine schöne Tänzerin vom Corps de Ballet unterhalte. — Signore Pietro spielte dabei in doppelter Hinsicht die Rolle eines Verräthers. Einmal diente er seinem Herrn, indem er nach dessen Wunsch den Bruch eines Verhältnisses, das den Fürsten ennuyirte, herbei

zu führen suchte und dann, indem er sich selbst um die Gunst der schönen Frau bewarb, und da er sebst eine jener italienischen Herren-Gestalten war, mit einem dichten schwarzen Bart und dunklen brennenden Augen, bei blendend weißen Zähnen, wie sie üppigen Frauen so gefährlich sind — so zweifelte er nicht an den Erfolgen seiner Bewerbung, wenn es ihm nur erst gelungen sein würde, den Fürsten aus ihrem Herzen zu verdrängen. — Das war freilich nicht möglich und der Stolz der Signora empörte sich dagegen, dem Diener ihres Gemahls nur die geringste Annäherung zu gewähren.

Pietro kannte das Hinderniß. Alles kam also darauf an, glühenden Haß in der Seele der Römerin gegen den einst Geliebten zu entzünden und ihren Stolz zu brechen. — Er gab ihr ein Billet, das der Treulose an die Tänzerin geschrieben hatte, dessen Inhalt unzweideutig sein Verhältniß zu ihr enthüllte. Guiulia nahm und las es. Mit keinem Wort verrieth sie ihre Gefühle; aber eine plötzliche Todesfarbe überzog ihr Antlitz, selbst ihre Lippen waren blaß geworden und zitterten. Plötzlich fuhr eine dunkle Gluth über ihr Antlitz, Blitze schossen aus ihren Augen und sie sprach: Es ist gut so. — Ich habe ihn verloren; aber sie soll ihn auch nicht besitzen. —

Pietro glaubte, daß die Wuth der Römerin gegen die Nebenbuhlerin gerichtet sei, wie das in Italien gewöhnlich ist, wo dem geliebten Verbrecher verziehen wird

während der Dolch der Rache die Nebenbuhlerin trifft. Er eilte daher zu der Tänzerin, um diese zu warnen. Guiulia aber ging aus und kaufte einen scharf geschliffenen Dolch, den sie in den Falten ihres Gewandes verbarg. Nun erwartete sie mit versteinerten Gesichtszügen den Besuch des geliebten Böseswichts, der immer Abends nach der Oper bei ihr einzukehren pflegte, seit längerer Zeit mehr aus Gewohnheit als aus Liebe. — Der Fürst kam, und Guiulia trat ihm mit eiserner Fassung entgegen. —

„Alexei," fragte sie mit ruhiger Stimme, „hast Du das geschrieben?" damit überreichte sie ihm offen das Billet, nachdem sie auf die Adresse der Tänzerin gedeutet hatte. —

Der Fürst verfärbte sich und gerieth einige Augenblicke in Verlegenheit; dann wohl fühlend, daß jetzt oder nie der Zeitpunkt gekommen sei, um das ihn so drückende Verhältniß abzuschütteln, nahm er alle Frechheit des Libertins zusammen und entgegnete: „Nimm Raison an, liebe Guiulia, wie meine Liebe zu Dir nichts war als die flüchtige Laune eines reichen und vornehmen Mannes, so wird auch meine Liebe zu dieser kleinen Tänzerin nichts anders sein, als eine flatternde Rose, die mit der Zeit verwelkt. — Bald werde ich nach Rußland zurückgehen; Dich kann ich nicht mitnehmen, weil Du Ansprüche machst, meine Gemahlin zu heißen." —

„Frecher! — das bin ich?" —

„Kannst Du es beweisen? — hast Du den Schein des Geistlichen, der uns heimlich getraut hat, seitdem aber verstorben ist.“ —

„Den Schein, den hast Du mir abgeschmeichelt unter erheucheltem Vorwande.“

„Gut also, im Erfolge bleibt es sich gleich, Du bist nicht mehr im Besitz des Beweises — arrangiren wir uns. — Ich setze Dir und unserer Tochter eine Jahresrente aus. Ueber letztere behalte ich mir weitere Verfügung bevor; nur die einzige Bedingung muß ich machen, daß Du nicht durch unnütze und leere Behauptungen Dich in meine Familie einzudrängen suchst. Würdest Du mich nach Rußland hin verfolgen, so wäre Dir Sibirien gewiß.“ —

„Wie Dir der Tod,“ schrie sie auf und mit einer zuckenden Schnelligkeit hatte sie den Dolch aus den Falten ihres Gewandes hervorgezogen und einen Stoß nach seiner Brust damit geführt; doch Fürst Alexei kannte ihren Charakter; mit Aufmerksamkeit hatte er sie beobachtet und war gewandt genug, den Stoß zu pariren und ihm auszuweichen, so daß er nur leicht verwundet wurde. Im nächsten Augenblick war sie entwaffnet.

„Mörderin!“ rief er, „Du vertreibst mich selbst von Deiner Schwelle.“ Ohnmächtig sank Guiulia zu Boden und der Fürst entfernte sich, um sie nie wieder zu sehen. Den Dolch nahm er mit sich und beauftragte

ihre Kammerfrauen, die Unglückliche nicht aus den Augen zu lassen, indem sie so eben einen Anfall von Wahnsinn gehabt habe. Als Beweis zeigte er das Blut, das aus seinem Arm drang und den Dolch, und fuhr nach seinem Hôtel zurück. —

Als Guiulia aus der Ohnmacht erwachte, saß sie still mit erschlafften Händen und starrte vor sich hin. Auf keine Frage gab sie Antwort. Kein Bedürfniß des Schlafs schien ihr zu nahen; nur wenn ihr Zuckerwasser vorgehalten wurde, trank sie es heftig aus und dabei schlugen ihre Zähne klappernd gegen das Glas. Ihre Pulse fieberten. Als man davon sprach, einen Arzt zu holen, schrie sie heftig: „Nein — nein — bei meiner Ungnade." — Am folgenden Morgen ließ Pietro, der Kammerdiener des Fürsten, sich melden. Dieser legte eine mit Gold gefüllte Börse und eine Anweisung an einen Banquier in einer deutschen Residenz, ihr oder deren Tochter lebenslänglich eine namhafte Rente für Rechnung des Fürsten zu zahlen, auf den Tisch. — „Was soll's damit?" fragte sie heftig, „habe ich sein Gold verlangt? — habe ich meinen Leib seinem schnöden Reichthum verkauft?" —

„Nein Signora," entgegnete Pietro „es ist der Unterhalt, den er seiner Gemahlin schuldig ist." —

„Seiner Gemahlin gebührt sein Herz, seine Hand, seine Treue; entzieht er mir diese, so verachte ich sein schnödes Gold."

„Nun, dann handeln Sie als Mutter, Signora, es sind die Erziehungsgelder für seine und Ihre Tochter.“ —

„Poveretta!“ rief sie weich aus und das Kind an ihr Herz, „arme Kleine, ja, ich habe Pflichten für Dich; ich werde mein Leben erhalten, um Dich zu erziehen und deshalb diese Gelder nehmen. Aber Dank bin ich ihm nicht dafür schuldig“ sprach sie wieder heftiger werdend, „Dank nicht, Pietro — Dank nicht?“ —

„Gewiß nicht,“ entgegnete er.

„Er aber hat sein Kind verleugnet, er hat das ehelich geborene zum unehelichen machen wollen, mich seine ihm vor Gott anvertraute Gemahlin zur Buhlerin erniedrigt, Gatten- und Vaterrechte hat er damit verwirkt und meiner Rache ist er verfallen — ich bin es mir, meiner Familie, meinem Vaterlande und meinem Geschlechte schuldig, diesen Frevel zu rächen. — Im Namen der beleidigten Ehre verurtheile ich ihn zum Tode.“

In diesem Augenblick hatte die furchtbare Frau eine tragische Größe in ihrem Wesen. Sie war zum Entsetzen schön. Pietro fühlte sich dadurch erschüttert und rief aus:

„Ha, bei allen Heiligen, es ist ein schändliches Benehmen von diesem von Gott verdammten Ketzer! Ich bin ein geringer Mann gegen diesen hohen Herrn, aber bei Sanct Lambertus von Padua! hätten Gott und die

heilige Madonna Maria mir die Gnade erwiesen, mich zum Gatten der angebeteten Signora Guiulia zu machen . . ."

„Halt ein — und vernimm meinen Schwur, fällt dieser Fürst Alexei Tubolsky binnen Jahresfrist durch Mörderhand — so reiche ich Dir die meinige. — Das Blut des Verruchten sei das Band, was uns vereinigt."

Nach einem Jahre traf Pietro in W . . . ., wo sich Guiulia mit ihrem Kinde aufhielt, wieder bei ihr ein. Er legte ihr ein russisches Zeitungsblatt vor, worin es hieß: der Fürst Alexei Tubolsky ist an Gift gestorben, die Gerichte sind mit der Untersuchung beschäftigt. Der erste Kammerdiener des Grafen, Pietro Gambista aus Piemont ist unsichtbar geworden. Auf ihn fällt Verdacht. Er wird mit Steckbriefen verfolgt. Eine Prämie ist auf seinen Kopf gesetzt. Ein zweites Blatt enthielt einen Abdruck des Steckbriefs, dessen Signalement auf Pietro paßte.

Guiulia schauderte zusammen, aber das heiße Blut der Römerin und die fast angeborenen Welt- und Lebensansichten derselben, erkannten darin nichts als eine gerechte Strafe des Himmels. Sie gab dem Mörder ihres Gatten ihre Hand vor dem Altare und Minna hatte wieder einen Vater.

Aber nach den Freuden eines kurzen Rausches kam über ihn eine Wuth der Reue darüber, daß er in thörichter

Leidenschaft ein so entsetzliches Verbrechen begangen und eine so günstige Stellung aufgegeben hatte. Und nun ließ er dem unglücklichen Weibe entgelten, was sie allerdings verschuldet hatte. Mit einem Juwelenkästchen und großen Geldsummen war er nach W. gekommen und hatte sich zeitig genug Pässe als Juwelenhändler verschafft. In W. setzte er dieses Gewerbe fort. Aber er hatte große Verluste dabei, da er nichts von diesem Geschäft verstand. Aus Unmuth darüber ergab er sich dem Trunk und Spiel und von gegenseitigen Vorwürfen kam es bei der Heftigkeit beider Charaktere bald zu Thätlichkeiten. Die stolze Guiulia erhielt fast täglich auf empörende Weise Schläge von dem betrunkenen Menschen. Er mißhandelte selbst das Kind und Guiulia rief im verletzten Muttergefühl die Polizei zu Hülfe. Da beschuldigte sie der betrunkene Mann in seiner Wuth eines Mordanfalls auf den Fürsten Tubolskoy. — Nun aber gerieth sie außer sich — in unbesonnener Wuth schrie sie: „Er ist der Mörder — er ist der Kammerdiener Pietro Gambista, der ihn vergiftet hat. — Hier," damit riß sie den Schreibtisch auf und gab dem Polizeicommissair das Zeitungsblatt, „hier ist der Beweis."

„Unbesonnene!" schrie der Mann, „Du vernichtest Dich selbst mit mir, — sterben muß ich doch als Mörder — so stirb Du erst von meiner Hand!" Damit wollte er sich auf sie stürzen, wurde aber von den Gensdarmen zu-

rückgehalten, gebunden und in ein Gefängniß gebracht. Auf erhaltene Anzeige verlangte die russische Gesandtschaft seine Auslieferung; das geschah nach Maßgabe der bekannten Convention wegen gegenseitiger Auslieferung der Verbrecher. Pietro wurde zu 999 Knutenhieben und Ablieferung in die Bergwerke Sibiriens verurtheilt — er blieb aber schon bei der ersten Probe russischer Justiz. — Guiulia würde gleichfalls eine Wanderung nach Sibirien anzutreten gehabt haben, wäre der Gesandte nicht um des unschuldigen Kindes willen, vielleicht auch um die Verhältnisse der Familie des russischen Fürsten nicht zu verwirren, mit ihr nachsichtiger gewesen.

Guiulia hatte nämlich in dem Juwelenkästchen, das Pietro dem Fürsten entwendet hatte, und zwar unter dem ihr aus frühern Zeiten wohlbekannten doppelten Boden, ihren Trauschein gefunden. Diesen zeigte sie dem Gesandten vor und bewies damit die Legitimität ihres Kindes und auf diese Weise bewirkte der Gesandte, daß ihr für sich und ihr Kind auf Lebenszeit die ursprünglich vom Fürsten selbst bestimmte Rente ausgezahlt wurde, um zu vermeiden, daß sie versuchte in Rußland dieses Verhältniß geltend zu machen, um Erbansprüche für ihre Tochter gegen die Seitenverwandten des ohne sonstige Nachkommen verstorbenen Fürsten zu begründen.

Die Rente aber wurde in Rußland in Papierrubel ausgezahlt, und durch den niedrigen Cours derselben, so wie

durch Provision und Spesen so vermindert, daß Guiulia mit ihrer Tochter nicht ohne die größte Einschränkung davon leben konnte. Oft blieb die Zahlung ganz aus und eine Menge Schreiberei und Portoausgaben wurden dann nothwendig, um die Zahlung wieder in den Gang zu bringen. Daß dadurch bei der nicht an Sparsamkeit und Ordnung gewöhnten Römerin oft die drückendsten Verlegenheiten entstanden und damit immer eine noch tiefere Bitterkeit gegen Welt und Menschen in ihrer Seele geweckt wurde, war wohl natürlich.

---

14. Minna.

So waren die Verhältnisse, unter welchen Minna aufwuchs. Von eigentlicher Erziehung konnte nicht die Rede sein. Sie wurde, nur weil es die Obrigkeit verlangte, in eine Mädchenschule geschickt und von ihrer Mutter im Guitarrenspiel, Gesang, Italienischen, Brevierbeten und Sticken unterrichtet. Uebrigens wurde das immer schöner sich entfaltende Kind von ihrer Mutter vergöttert und verzärtelt. Dadurch war Minna eigensinnig und launenhaft geworden. Nie lernte sie ihren Neigungen Zügel anlegen und die Heftigkeit ihres Charakters, die Leidenschaftlichkeit ihres ganzen Wesens entfalteten sich in ihrer jungen Seele schon so früh, daß ihre Mutter oft zu ihr sagte: „Du, Minna, wirst einmal Deine

arme Mutter an den Männern rächen, denn der Mann, dem Du einst angehören wirst, wird durch Deine furchtbare Leidenschaftlichkeit entzückt, aber auch unglücklich werden."

Dazu erzählte sie ihr mehr wie hundert Mal ihre Geschichte. Das Schwelgen in Erinnerungen und das Heraufbeschwören der entzückendsten, wie der gräßlichsten Scenen aus ihrem frühern Leben, erfüllte ihre Abendstunden und gewährte ihr noch den einzigen Lebensgenuß.

Aber auf die Phantasie dieses jungen Mädchens mußten solche Erzählungen einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck machen. So entstand in ihrer feurigen Seele zuerst der Charakter einer wilden, ungeheuern Romantik. Sie kannte keine angenehmere Lectüre als die Geschichte des Räubers Mastrillo und andere italienische Räubergeschichten, wie sie in Italien beliebte Volksbücher sind; das war auch die Lieblingslectüre ihrer Mutter, die solche Bücher noch aus Italien mitgebracht hatte. Als aber Minna deutsch reden und deutsch lesen lernte, da war Rinaldo Rinaldini ihr Liebling, den sie Nachts mit unter das Kopfkissen nahm und die Ritter- und Räuberromane von Cramer und Spieß zerlas sie fast und tränkte die Blätter derselben mit ihren Thränen.

Bei einem solchen Naturell und einer so verkehrten Erziehung konnte das Geschick des schönen jungen Mäd-

chens kein beneidenswerthes sein. Schon lange, ehe sich die Jungfrau entwickelt hatte, sehnte sich das reizende junge Mädchen, mit den schwarzen Locken und den dunkeln brennenden Augen, nach einem Liebesverhältniß. — Schon in der Mädchenschule — wie das leider nur zu oft der Fall ist — wurden kleine unschuldige Intriguen dieser Art angeknüpft, Liebesbriefe oft nur mit einer vertrauten Freundin oder deren Bruder gewechselt und eben so schnell wieder vergessen. So erreichte Minna ihr siebzehntes Jahr, ohne daß irgend eine ernstliche Neigung ihr Herz gefesselt hätte — da war es, daß sie in ihrem Dachstübchen einen jungen Wandnachbar erhielt — einen hübschen bescheidenen jungen Menschen, der anfangs zu blöde war, um seine schöne junge Nachbarin, wenn er ihr auf der Vorflur begegnete, nur anzureden. Doch einmal in der Abenddämmerung rannte er so heftig unvorsichtig die schmale Bodentreppe herab, daß er Minna, die mit der Lebhaftigkeit junger Mädchen eben so rasch und unerwartet herauf getänzelt kam, umrannte. Beide stolperten noch die letzten Tritte hinab und zu Boden und nun ging es an ein Entschuldigen, Complimentiren, Beklagen und Zurückführen in die Wohnung der Italienerin, daß die Bekanntschaft auf einmal gemacht war. Minna war etwas verwundet und die lebhafte Besorgniß des jungen Menschen nahm das Herz der Tochter wie der Mutter für ihn ein.

Dieser junge Mensch aber war Niemand als Urban, der die Handlung erlernt hatte und damals auf das Comptoir des reichen Handelsherrn Simon Goldhase gekommen war.

Urban war damals allerdings noch ein unschuldiger junger Mann von etwa zwanzig Jahren. Er war nicht schön, aber einnehmend und verband mit der Gewandtheit, sich in jeden Charakter, mit dem er zu thun hatte, hinein zu leben, ein ungemein einschmeichelndes Wesen. Bei alle dem lag etwas Verstecktes in seinem Charakter. Während es ihm leicht wurde, jeden Fremden für sich zu gewinnen, hatte er nie einen wahren Freund, so wie er selbst sich auch an Niemanden anschloß. Niemand konnte ihm etwas Böses oder Unrechtes nachsagen und dennoch schien er zu Allem fähig zu sein, wenn es nur seine Interessen förderte.

Minna war unerfahren; ihre Mutter eitel auf den Besitz einer schönen Tochter; Urban war der erste junge Mann, der dieser den Hof machte — kein Wunder also, daß sie dieses Verhältniß begünstigte, zumal da es Urban verstand, durch elegante Kleidung sich den Anschein von Wohlhabenheit zu geben, und indem er mit reichen Verwandten und günstigen Aussichten prahlte, die Gunst seines Principals rühmte und sich merken ließ, daß er demselben unentbehrlich sei, daß seine baldige Beförderung zum Buchhalter oder gar

Compagnon nicht zu bezweifeln stehe, erweckte er bei der Mutter die Hoffnung, daß in diesem Verhältniß ihre Tochter eine gute Versorgung finden werde. Mütter, die ihre Töchter abgöttisch lieben, sind in dieser Hinsicht oft unglaublich verblendet und leichtgläubig. Guiulia förderte daher das entstehende Verhältniß dadurch, daß sie mit der günstigsten Freundlichkeit den jungen Mann einlud, sie recht oft, recht fleißig und ungenirt zu jeder Tages- und Abendstunde zu besuchen. Wenn er kam, schützte sie bald Müdigkeit vor, und indem sie sich bald in ihre Schlafkammer zurückzog, ließ sie die beiden jungen Leute allein.

So war es wohl natürlich, daß sich zwischen den Beiden ein Liebesverhältniß entspann, welches immer zärtlicher und ernstlicher wurde. Minna war indeß damit nicht ganz befriedigt. Mit ihrem Kopf voll Romantik und ihrem Herzen voll Gluth, fand sie den Liebhaber viel zu kalt, berechnend und praktisch. Doch Urban hätte kein junger Mann von zwanzig Jahren sein müssen, wenn nicht ihre Gluth auch in seiner Seele eine Leidenschaft angefacht hätte, die am Ende noch über den Horizont seiner Berechnungen stieg. Tausend Mal hatte er sich selbst gesagt: du kannst dein Glück nicht anders machen, als durch eine reiche Parthie; alle seine Pläne für die Zukunft waren auf diese Idee begründet, und dennoch war er schwach und leichtsinnig genug, von die

ser Leidenschaft sich so umgarnen zu lassen, daß er weder den Muth noch die Kraft hatte, sich zurückzuziehen, wie ihm so oft sein berechnender Verstand zur Pflicht machte. —

So entstand in seinem Wesen die schon früher angedeutete doppelte Natur — als Comptoirmensch war er kalt und berechnend, schlau und intrigant und als Liebender schwärmte er mit ihr in den höchsten Regionen der Romantik, las mit ihr den Rinaldo Rinaldini, den Haspara Spada und die Löwenritter von Spieß und verlebte so mit ihr entzückende Stunden der Liebe; führte sie Abends spazieren, auch wohl Sonntags zum Tanz und mehrere Jahre blieb ihr Verhältniß ein unschuldiges. Doch endlich siegte die Macht der Leidenschaft; durch eine Schrift, die mit dem Blute Beider geschrieben war, worin sie Gott zum Zeugen des Bündnisses ihrer Leiber und Seelen auf Leben und Tod, und den Teufel als Rächer, im Fall eines Treubruchs, anriefen, hatten sie sich einander mit Leib und Seele zu eigen verschworen. Der mit Blut geschriebene Pact war für Beide ausgefertigt — ein Exemplar desselben behielt Minna, das andere nahm Urban zu sich — der aber, nachdem er am folgenden Tage den Rausch dieser romantischen Nacht ausgeschlafen hatte, diese Schrift lächelnd wieder überlas, und da ihn doch bei aller Philosophie, womit er über diese Verschreibung zu spotten suchte, ein Schauder überlief, so

machte er Fidibus daraus und zündete sich seine Sonntagspfeife an, deren prächtige Troddel von Strickperlen ein Geschenk seiner Geliebten war.

Dieser Zug charakterisirt ihn hinlänglich. Minna hatte keine Ahnung davon, denn in ihrer aufgeregten Phantasie, ohne moralischen Halt, bei einem südlich-glühenden Temperament, glaubte sie, daß dieses ein eben so heiliges Bündniß als das der Ehe sei.

Ihrer Mutter verschwieg sie dieses Ereigniß sorgfältig, aber als gute Katholikin beichtete sie ihren Fall mit allen Umständen ihrem Beichtvater, und verschwieg ihm auch nicht den mit Blut geschriebenen Pact, der ein gegenseitiges Eheversprechen enthalte. Die Unglückliche war verblendet genug zu äußern, daß sie gemeint habe, dadurch vor Gott mit ihm vermählt zu sein. —

Darüber aber war der sonst so duldsame Priester aufs äußerste entrüstet. Er eiferte auf sie ein mit gewaltiger Rede und führte ihr zu Gemüth, daß sie dadurch sich dem Teufel verschrieben habe und daß dieser Pact mit dem Bösen nicht eher aufgelöset sei, bevor nicht durch Priesterhand dieser verbrecherische Ehebund gereinigt sei von der Sünde, und damit dieses zum Heil der Kirche gereiche, so müsse sie ihm geloben Alles anzuwenden, um ihren Geliebten, der noch dazu ein Ketzer sei, in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen — dann wolle er sich bereit finden lassen, heimlich diese

Ehe einzusegnen, wenn beide Ehegatten ihm schriftlich angeloben wollten, daß sie die aus dieser Ehe erzeugten Kinder in der katholischen Religion erziehen lassen wollten. Bis dahin müsse er ihr, als Gesalbter des Herrn, die Absolution verweigern.

Da gab es nun neue Zerknirschungen und Verwirrungen.

Minna übte auf Urban, so lange er bei ihr war, eine unbeschränkte Zaubermacht aus. Es war ihm unmöglich, ihrem Willen zu widerstreben. Er fügte sich und versprach, zur katholischen Religion überzutreten und sich heimlich mit ihr trauen zu lassen.

Nur darin zeigte er eine große Geschicklichkeit, daß er, wie die Diplomaten es nennen, temporisirte. Um Zeit zu gewinnen, nahm er heimlich Unterricht in den Satzungen der römisch-katholischen Kirche und zeigte einen Eifer im Rosenkranzbeten, der selbst den Priester täuschte. Nur immer von einer Zeit zur andern erhielt er Frist, um Vorkehrungen zu treffen, damit seine Stellung nicht darunter leide. Bald rühmte er sich der innigsten Vertraulichkeit mit seinem Principal, der kein strenggläubiger Jude war und selbst seiner Tochter christlichen Religionsunterricht hatte geben lassen. Urban berühmte sich, daß er seinen Einfluß darauf übe, ihn zu bewegen, sich taufen zu lassen, und dann nicht evangelischer Christ zu werden, sondern mit seiner ganzen Familie zur katho-

lischen Religion überzutreten — bald behauptete er Aussicht zu haben, in ein katholisches Handlungshaus zu treten — so wußte er die Sache hinzuziehen, bis Minna, zum Schreck beider Liebenden, wie schon erwähnt, die Folgen ihrer Verirrungen erkannte und ihre Mutter an einer unheilbaren Krankheit, woran sie schon lange gelitten hatte, ohne Rettung darnieder lag. —

Entsetzliche Lage — ohne Vermögen — ohne Aussicht — unter dem Bann der Kirche — von Gewissensunruhe gepeinigt und der Geliebte, ihr letzter Nothanker, ein Mann von schwankendem Charakter — der, wie sie jetzt wußte, eine so geringe Einnahme hatte, daß er kaum die Eleganz seiner Kleidung, worauf er seiner Verhältnisse wegen halten zu müssen glaubte, bestreiten konnte. —

---

15. Regine.

Der Banquier Simon Goldhase war ein ebenso speculativer Kaufmann, als schwacher und zärtlicher Vater einer einzigen Tochter. Regine war ein verzogenes, schwächliches und hysterisch kränkliches Frauenzimmer von einigen dreißig Jahren, die bei feinen, doch völlig verblühten Gesichtszügen bedeutend verwachsen war, was sie freilich durch eine geschickte Toilette einigermaßen zu verstecken wußte. Regine hatte früher schon verschiedene Parthien ausgeschlagen, und seit langer Zeit war alle Aussicht, sich

zu vermählen, für sie verschwunden. Ihre Aerzte plagte sie aufs äußerste; einst aber sagte ihr einer derselben halb scherzend: „Es giebt nur ein Mittel Sie zu curiren, Fräulein — Sie müssen heirathen!" — —

Diesen Rath nahm sie für Ernst. Sie erkannte plötzlich, daß ihre ganze Krankheit, ihre üble Laune, ihre periodische Todesangst, Krämpfe und Ohnmachten nur daher rührten, daß sie ihre Bestimmung als Weib verfehlt habe.

In ihrer Sentimentalität verlangte sie keinen reichen Mann, sondern einen solchen, der ihr sein ganzes Glück zu danken haben würde. So unterwarf sie die Comptoiristen ihres Vaters einer Musterung. Da fiel ihr Auge auf Urban. Er hatte die angenehmsten Manieren, war gegen sie stets, schon um sich bei ihrem Vater zu insinuiren, voll der feinsten Aufmerksamkeiten gewesen; sie beschloß ihn näher kennen zu lernen. Herr Urban mußte ihr tausend kleine Commissionen besorgen, wurde in ihr Zimmer bestellt, um ihr Briefe zu schreiben und vorzulesen, und dabei benahm sich der junge Mann mit einer Politesse und Liebenswürdigkeit, zugleich auch so achtungsvoll, daß Regine bald ganz für ihn eingenommen war. Jetzt ließ sie ihren Vater durch eine alte Dame, die den Hausstand des reichen Wittwers führte, von dem Rath der Aerzte und ihrer Wahl in Kenntniß setzen und sondiren. Dieser aber war selbst schon lange mit dem Plan umgegangen, sich

auf sein Landgut zurückzuziehen, weil er an einem nervösen Kopfweh litt, das durch die Anstrengungen der Börse und des Comptoirs immer heftiger wurde. Schon seit längerer Zeit hatte daher auch er sein Auge auf den jungen Urban gerichtet. Er erkannte in ihm alle Eigenschaften eines Mannes der Speculation, wie er ihn bedurfte, um ihm als Associé, anfangs unter seiner Leitung, dann immer selbstständiger sein großes Geschäft zu übertragen. —

Das war es, was er ihm jetzt erklärte, indem er ihm zugleich die Hand seiner Tochter antrug. —

Urban wagte jetzt noch weniger seinem Principal zu bekennen, daß die heiligsten Eide und Verpflichtungen ihn hinderten, den letztgedachten Vorschlag anzunehmen; aber er konnte auch nicht einen Augenblick zweifeln, daß die Erklärung dieses Hindernisses seine augenblickliche Entlassung und den Verlust jener glänzenden Aussicht zur Folge haben werde. Zudem war er zu sehr Kaufmann mit Leib und Seele, um nicht den Werth eines großen Vermögens und einer angesehenen Stellung in der Gesellschaft anzuerkennen. Solchen Rücksichten gegenüber war weder seine schon halbverrauchte Leidenschaft, noch sein Gewissen mächtig genug, um ihn an seine Pflicht zu mahnen.

Und so war noch keine Stunde vergangen, nachdem Urban den Eingangs dieser Episode gedachten Brief geschrieben hatte, als er bereits mit der kränklichen, ältlichen

Regine verlobt und dem ganzen Comptoir und Hausstande seines bisherigen Principals als Associé vorgestellt war.

Nach diesem raschen Wechsel des Geschicks kamen Entsetzen und eine Art von Reue über ihn. Er wagte es nicht, in sein bisheriges Logis zurückzukehren, sondern bezog sogleich eine elegante Wohnung im Hause seines künftigen Schwiegervaters. Unmöglich konnte er sich entschließen, wieder seiner verlassenen Verlobten vor Augen zu treten. Ein Blick von ihr und ein Wort des Vorwurfs aus ihrem schönen Munde würde ihn entwaffnet haben. Allein Minna hatte Beweise gegen ihn in Händen, die sein ganzes, auf Unredlichkeit gebautes Geschick mit einem Schlage zertrümmern konnten. — Urban stand darüber Höllenangst aus. Das Einzige, was er unter diesen Umständen thun konnte, war, an ihren Edelmuth zu appelliren.

Er schrieb daher wie folgt:

„Meine mir unvergeßlich theure Freundin!

Der Liebe Höchstes ist Selbstverläugnung. Die Liebe eines edlen Weibes ist der größten Aufopferung fähig; ja die Geschichte der Menschheit führt uns weibliche Charaktere vor, deren Seelengröße mächtig genug war, sich selbst und ihre Liebe dem Glücke des Geliebten zu opfern. — Denke an Charlotte, die edle Gattin eines Dichters, die sich den Dolch in das Herz stieß, weil sie wähnte, daß sie ihren Gatten nicht mehr glücklich machen könne

und daß sie das Hinderniß sei, was seinen Geist fessele, daß er nicht die Höhe der Dichtung erreiche, zu der ihn sein Genie berufen habe.

Ein solches Opfer verlange ich nicht von Dir. Charlotte würde weiser gehandelt haben, wenn sie sich von ihm getrennt und allenfalls einen Andern, der keinen Orient besungen, geheirathet hätte. — Das ist nun zwar eine triviale Ansicht, aber es ist eine praktische, wie sie für das wirkliche Leben paßt. —

Nun zur Sache. Daß ich mich mit Dir verlobte, meine theure Freundin, war, wenn wir als vernünftige Menschen darüber nachdenken, ein unüberlegter Jugendstreich. Die Verschreibung mit Blut, die wir gegeneinander austauschten, war genau betrachtet, eine Phantasterei, die keine Verbindlichkeit erzeugt. Liebesschwüre sind Redensarten in einer poetischen oder ungereimten Form — es ist die an sich bedeutungslose Sprache einer Passion, die uns gleichsam der gesunden Vernunft momentan beraubt.

Nun höre, was diese dazu sagt.

Sich zu verloben ohne Aussicht und ohne Hoffnung jemals in die Lage zu kommen, einen eignen Hausstand zu begründen, ist eine Unbesonnenheit im höchsten Grade. Eine vernünftige Mutter hätte niemals ein Verhältniß ihrer unvermögenden Tochter zu einem Kaufmanns-Commis ohne Vermögen zugegeben. Die Deinige hat es befördert, statt zu

hindern. Wir Beide waren verliebt und leichtsinnig; war ich schuldig, so bist Du es auch. Die Folgen unsres Leichtsinns sind freilich entsetzlich. Ich fühle allerdings die Verpflichtung, als Mann von Ehre für Dich und für die unschuldige Frucht unserer Liebe zu sorgen. Aber könnte ich es als Handlungsdiener mit leerer Hand? — Kann man von dreihundert Thaler Gehalt sich anständig kleiden und eine Frau oder nur ein Kind ernähren? — Ich sage Nein und die ganze Welt wird mir Recht geben. Wenn ich dagegen den Vorschlag meines Principals annehme, dessen verwachsene, verblühte Tochter heirathe — sieh, Minna, so opfere ich mich selbst Deinem und Deines Kindes Glück. Alsdann kann ich Dir eine gesicherte, ja für Deine Verhältnisse glänzende Lage gewähren, ich kann das Kind unserer Liebe anständig erziehen lassen, und da meine Ehe mit der Tochter meines nunmehrigen Associé kinderlos bleiben wird, so werde ich dieses Kind adoptiren und einmal zum Erben meiner Reichthümer einsetzen. — Weisest Du dagegen meine wohlgemeinten Absichten in thörichter Verblendung von der Hand, so hast Du allerdings Beweise gegen mich in Händen um mich arg zu compromittiren; aber Ansprüche auf meine Hand, oder eine s. g. Einsage würdest Du nie rechtlich begründen können, da in diesem Falle Dir die Gesetze nur eine Abfindung zugestehen würden, die zu leisten ich mich freiwillig anbiete.

Minna, ich handelte also groß und edel, indem ich meine Liebe zu Dir opferte, um in die Lage versetzt zu werden, Dich und unser Kind zu versorgen; so handle Du denn auch Deinerseits groß und edel, indem Du Deine Liebe opferst, um den Gegenstand derselben glücklich zu machen.

Damit Du nicht glaubst, daß im andern Fall Bitten, oder Thränen, oder Drohungen diesen meinen wohlüberlegten Entschluß der Vernunft erschüttern könnte, lege ich hier meine Verlobungskarte mit Fräulein Regine bei. —

In Deine Hand aber lege ich mein Geschick — noch ein Mal — ich appellire an Deinen Edelmuth.

Urban."

Als Minna um Mitternacht diesen Brief empfing, war ihre Mutter so eben verschieden. Eine eisige Kälte durchschauerte ihr eignes Herz. Das Uebermaß des Unglücks hatte ihrer Seele jene Apathie gegeben, die nichts zu fühlen scheint, weil sie uns selbst die Wohlthat der Thränen versagt.

So setzte sie sich denn mit der äußern Ruhe auf ihren marmorbleichen, versteinerten Zügen an den Schreibtisch und antwortete.

---

16. Folgen der Untreue.

„Urban!

Das Opfer der Großmuth, das Du von mir forderst, machst Du mir leicht, indem Du weniger durch die That einer an Gott frevelnden Treulosigkeit, als durch Deinen gleißnerischen Brief unwillkürlich eine tiefe innere Schlechtigkeit des Herzens verräthst, die mich darüber aufklärt, daß ich mich in Deinem Charakter getäuscht hatte, indem ich mich an den verächtlichsten Menschen auf Erden fortgeworfen habe.

Die Auflösung einer solchen, meiner so unwürdigen Verbindung kann ich nur als ein Glück für mich betrachten. Es ist also kein Opfer der Großmuth, wenn ich Dir entsage. Fürchte auch nicht meinen Dolch — die Römerin schläft dort den ewigen Schlaf — ich habe zwar das heiße Blut von ihr geerbt, aber erzogen als Deutsche weiß ich mich edler zu rächen.

Ich werde Dein Glück nicht stören. Ich verlange nichts von Dir, weder für mich noch für mein Kind. — Ich werde mich und das Wesen, das ich unter meinem Herzen trage, Deinem schnöden Golde zu entziehen wissen. Lieber wollte ich das Kind dem Mitleid des ärmsten Bettlers empfehlen als einem Reichen, der es nicht versteht Vater und Gatte zu sein. —

Minna.“

Urban wurde allerdings erschüttert, als er diesen Brief las. — „Ja, es ist wahr," sprach er zu sich selbst, „ich bin ein schlechter Mensch — ich bin aber ein vernünftiger Mensch. Mit dem Herzen allein kommt man nicht mehr durch die Welt. — Weiß Gott — ich konnte nicht anders handeln und werde ihr doch schon Unterstützung zukommen lassen, ohne daß sie merkt, woher es kommt — d. h. wenn ich erst selbst reich sein werde."

Minna war durch ihr Geschick, wie der Dichter sagt, hart gehämmert. Mit eiserner Festigkeit besorgte sie die Beerdigung ihrer Mutter. Um die Kosten zu erschwingen, hatte sie alle ihre kleinen Habseligkeiten, selbst ein diamantenes Kreuz, das letzte Geschmeide, das die einst so stolze Römerin noch besessen hatte, verkauft. Es waren ihr nur noch wenige Thaler übrig geblieben. Mit diesem Gelde verschaffte sie sich einen Platz auf der Schnellpost, indem sie sich unter erborgtem Namen nach einer großen Stadt einschreiben ließ. So fuhr sie eine Strecke in die Welt hinein — da, als gegen Mitternacht der Postwagen vor dem Wirthshause eines großen Dorfes, das sich ins Gebirge hineinzieht, hielt, war sie verschwunden, und nachdem man vergebens die abhanden gekommene Passagierin gerufen hatte, fuhr die Post weiter, da die Zeit ihres Aufenthalts verlaufen war. —

Dieses Dorf aber war das Gebirgsdorf Tiefenau. —

Minna hatte absichtlich hier die Post verlassen, um den Prediger aufzusuchen, dem sie ihr Kind als ein heiliges Unterpfand übergeben wollte.

Minna kannte die edlen Gesinnungen und die hohe Menschenfreundlichkeit dieses Predigers, denn dieser war ein älterer Bruder ihres Verlobten — sie kannte ihn aus dessen Briefen an seinen Bruder Urban, die voll Liebe und Ermahnungen waren, und aus den mündlichen Schilderungen Urbans, der stets mit der größten Achtung von diesem seinen Bruder sprach. — Wem konnte sie besser ihr Kind anvertrauen, als diesem braven Manne, von dem sie das Gelöbniß fordern wollte, es nie, und unter keinen Umständen seinem Vater auszuliefern. Für sich selbst hatte sie keine Sorgen weiter; denn ihr Entschluß war gefaßt. Sie hatte Vorbereitungen getroffen, um Niemandem lästig zu fallen. —

Um Mitternacht klopfte sie an das kleine Fenster einer vom Dorfe etwas entlegenen Hütte. Hier wollte sie den Morgen erwarten; alsdann den Prediger rufen lassen und seiner Menschenfreundlichkeit das Weitere anheim stellen. Allein von ihrer Entbindung überrascht kam es so, wie die rothe Liese im Hause des Webers erzählt hatte. —

Man wird längst erkannt haben, welche Personen unserer Hauptgeschichte in dieser Episode aufgetreten sind: — Urban, der Handlungsdiener, ist jetzt der reiche Fabrik-

und Handelsherr, Finanzrath Urban Walther — der Pfarrer heißt Walther, und ist der würdige Geistliche, von dem wir schon wissen, daß er ein Bruder jenes reichen Mannes, der Vater von Fritz und der Wohlthäter der armen Weberfamilie — auch der Erzieher der lieblichen Rose war. Diese aber war die Tochter jener unglücklichen Minna — auch das Kind der Liebe jenes hartherzigen Bedrückers der armen Webercolonie. —

Das junge Mädchen hatte begreiflich von diesen Verhältnissen keine Ahnung. Rosa zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie das rechte, eheleibliche Kind des armen Weber Mathias war. Nur der Prediger Walther kannte das wahre Verhältniß; aber er hatte Gründe, das Geheimniß streng zu bewahren.

In der Unterredung in jener schrecklichen Nacht, welche die rothe Liese die „Beichte" genannt hatte, sprach die Sterbende mit wenigen Worten zu ihm mit schwacher Stimme:

— „Ihnen allein darf ich das Geheimniß anvertrauen, wer ich bin und wer der Vater des so eben gebornen Kindes ist. Sobald ich den Namen nenne, bedarf es meiner Bitte nicht, Vaterstelle bei demselben zu vertreten. Aber ehe ich ihn ausspreche und Ihnen die Beweise für die Wahrheit meiner Aussage übergebe, fordere ich Ihr Wort als Priester, daß Sie dieses Geheimniß gegen Jeden, selbst gegen das Kind verschweigen wollen. Nur

für zwei Fälle dispensire ich Sie davon, wenn entweder dieses Kindes Ehre, Gesundheit und Freiheit nicht anders gerettet werden könnte, oder wenn Erbrechte zu dessen Gunsten geltend zu machen sein würden."

Der Prediger Walther gab sein Priesterwort und erfuhr nun mit dem tiefsten Unwillen und mit Erstaunen, zugleich auch mit warmer Theilnahme für die Unglückliche und ihr Kind, daß dieses die Verlobte seines Bruders sei, von der er ihm so oft liebevoll geschrieben hatte und daß das neugeborne Kindlein die Tochter desselben. — Ein Packet Schriften, enthaltend die Geschichte ihrer Mutter und ihre eigene, ihr Tagebuch, seine Briefe und den mit Blut geschriebenen Vertrag — erläuterte ihre Mittheilung. Sie erklärte noch, daß sie darum die strengste Verschwiegenheit gefordert habe, weil sie überzeugt sei, der Reichthum würde einen so herzlosen Mann nur noch schlechter machen. — Sie wolle dieses unschuldige Kind der Gefahr, von einem solchen Menschen erzogen zu werden, nicht aussetzen — lieber solle es in der tiefsten Armuth aufwachsen und erst später einmal, wenn es Noth und Entbehrung kennen gelernt habe, wenn sein Herz dadurch für immer gegen die Gefahren des Reichthums geschützt sei, das Glück des Reichthums, damit aber die Mittel, die Leiden der Menschheit zu mildern, empfangen.

Diese Gesinnung war dem redlichen Walther wie aus der Seele gesprochen. Er übergab das Kind der

armen, aber braven Weberfamilie, da er selbst erst vor kurzem seine Frau verloren hatte, er sich mithin außer Stand sah, das kleine Wesen in seinem Hause zu erziehen. Die Webersfrau hatte ein eignes Kind von der Mutterbrust verloren und so empfing sie diese kleine Waise aus der Hand ihres Priesters, wie ein Geschenk aus Gottes Hand — dankbar und mit Freudenthränen. — Als feiner Menschenkenner hatte der Prediger unterlassen, ihr ein Kostgeld für die Erhaltung des Kindes zu versprechen oder irgend eine Bedingung wegen der Erziehung desselben daran zu knüpfen. Er wußte wohl, daß er dadurch das Kind um das Herz einer Mutter beraubt und eine bezahlte Pflegerin an deren Stelle gesetzt haben würde. — Und der Erfolg bewies, daß er das Wahre und Rechte getroffen hatte, denn Röschen hatte eine Familie voll Liebe gefunden, die sich mit Millionen nicht erkaufen läßt, und er war dadurch, daß er durch die Hand dieses Kindes der Familie ihrer Pfleger, in Fällen der Noth, Unterstützung zukommen ließ, und daß er ihre Erziehung so leitete, daß sie eben so geeignet war, in den Regionen der Armuth zu leben, als in denen des Reichthums — ihr zweiter Vater geworden.

Minna's Ende aber war noch ein sanftes und friedliches gewesen. Ein unaufhaltsamer Blutsturz machte sie von Minute zu Minute schwächer, und so verschied sie denn, als der Tag graute, mit beruhigtem Gewissen und

im Frieden Gottes. Sie hatte den Zuspruch und die Tröstungen der Religion empfangen, wenn auch nicht von einem Priester ihrer Confession, doch von einem ächt christlichen Diener des Herrn und duldsamen Menschenfreund, dessen sanfter, wohlwollender Zuspruch sie mehr beruhigte, als früher alle Gebetformeln und das absolvo te ihres Beichtvaters.

Kurz vor ihrem Ende faltete sie noch ein Mal die Hände und sprach in gebrochenem Tone: „Ich danke Dir, Gott, daß Du mich bewahrt hast, Selbstmörderin zu werden. — Nehmt das Gift von mir!“ —

Man fand ein Giftpülverchen in ihrer Tasche. Der Prediger warf es schaudernd in die Flammen des Kamins. Als es aufloderte und der Qualm im Schornstein der Hütte hinaufzog, da ließ sie sich noch ein Mal das Kind zeigen, lächelte und sprach mit gefalteten Händen: „Gott segne mein Kind; ich lasse es getrost in den Händen guter Menschen, die es vor den Verirrungen seiner Eltern und Großeltern sichern werden. Gebt ihm den Namen Rose, denn mit der Rose blühet ein neuer Frühling auf.

---

17. Die feindlichen Brüder.

Der Prediger Walther war durch diese Scene auf das tiefste erschüttert. Er las nun die Tagebücher derselben und die Briefe seines Bruders, selbst den mit

Blut geschriebenen Pact, und erkannte daraus die tiefe Verderbniß des Herzens seines einst so geliebten Bruders, er erkannte, wie die verführerische Macht des Reichthums ihn verblendet und zu einer empörenden Grausamkeit der Untreue getrieben hatte.

Lange kämpfte er mit sich selbst, was er unter diesen Umständen zu thun habe. Endlich schrieb er:

„Urban!

Ein Ereigniß habe ich Dir zu melden, das mich auf das tiefste erschüttert hat."

Und nun meldete er ihm die Scene von Minna's Tod, von der Geburt eines Kindes, und daß er der Sterbenden habe angeloben müssen, dieses Kind unter den Aermsten im Volke erziehen zu lassen, aber niemals es einem Vater zu übergeben, der solche Züge von Herzlosigkeit zu erkennen gegeben habe. „Von diesem Gelöbniß werde ich mich nicht anders entbunden sehen, als wenn es das wahre Wohl dieses Kindes dereinst erfordern sollte, also wenn Du Spuren von Besserung Deiner Gesinnungen zeigst, oder wenn es sonst die Umstände unvermeidlich machen würden. — Es ist das furchtbarste Verbrechen, einem unschuldigen Mädchen sein Lebensglück und seine Unschuld zu rauben, und es dann aus schnöder Habgier dem sittlichen Untergange, oder dem langsamen Martertode des Grams zu überlassen. Dieses Verbrechen, das Du an dem edlen Mädchen begangen hast, welchem Du

so freventlich Dich verlobt hattest — kannst Du nicht anders sühnen, als wenn Du ihr Andenken ehrst und jeden Gedanken an eine Verbindung mit jener reichen Person für immer aufgeben wirst. Diese Verbindung würde auch wieder eine große Lüge sein, denn Du würdest für die Tochter des Banquiers Liebe nicht empfinden können, und ohne Liebe ist jede Ehe eine Lüge." —

„Solltest Du aber diese Warnung eines sittlichen Gefühls, diese Appellation an den letzten Funken von Edelsinn in Deiner Brust, verachten — solltest Du Dich dennoch mit jener Jüdin verbinden, die in keiner Hinsicht geeignet ist, die Zwecke der Ehe zu erfüllen, so wisse, daß ich, so schwer es mir fällt, mich von Dir lossage. Ich, als Dein älterer Bruder, habe Dich erzogen, habe gesucht Dein Herz zu bilden. Als Du von mir gingest, um die Handlung zu erlernen, wareſt Du ein guter, unverdorbener Jüngling; noch in den schwärmerischen Briefen, die Du mir über Deine Liebe zu Minna schriebst, zeigtest Du so viel Gemüth und Gefühlstiefe, daß ich, wegen der Innigkeit dieser Liebe, nicht so lieblos sein konnte, Dir davon abzurathen; nun aber der Teufel des Mammons Dich verblendet hat und es einmal so weit damit gekommen war, daß Du nicht zurücktreten konntest, ohne wie ein ehrloser Schurke zu handeln — und da Du dennoch aus schnöder Geldgier zurückgetreten bist, so muß ich, so schwer es mir auch wird, mein Herz und meine

Hand von Dir losreißen und Dich Deinem Geschick überlassen. Versuche denn immerhin, weil ich es nicht hindern kann, ob Schwelgen in Reichthümern glücklich macht; ich wenigstens hoffe glücklicher zu sein in der Armuth meiner kleinen Pfarrstelle. Ein ruhiges Gewissen giebt einst in der letzten Sterbestunde ein weiches Sterbekissen; Dir aber wird — wenn nicht schon früher — doch in der letzten Stunde, das böse Gewissen zur Marterbank werden.

Mit tief betrübtem Herzen unterzeichne ich

Dein gewesener Bruder,

Johannes Walther, Prediger."

Diesen Brief empfing Urban Walther schon in der Zeit des beginnenden Glanzes seiner neuen Verhältnisse.

Allerdings erschütterte ihn das tragische Ende seiner Geliebten, aber er fühlte sich auch dadurch von einer großen Besorgniß befreit. Das Dasein eines Kindes seiner Liebe machte wohl einen Augenblick Eindruck auf sein Herz; aber er kannte die Herzensgüte seines Bruders. Johannes, dachte er, wird schon für das kleine Wesen sorgen und am Ende bin ich auch dadurch einer großen Last überhoben. Später vielleicht kann ich doch einmal etwas dafür thun, ohne damit Aufsehen zu machen. — Ob es ein Knabe oder ein Mädchen war, hatte ihm sein Bruder nicht geschrieben und er war leichtsinnig genug, sich darüber nicht weiter den Kopf zu zerbrechen. Der

einzige bleibende Eindruck, den dieser Brief hervorbrachte, war der des Aergers über den Ton desselben.

„Was denkt sich denn dieser Mensch?" dachte er im Selbstgespräch, „bin ich noch ein Schulbube, daß ich mich hofmeistern und schelten zu lassen brauche? — Aus den Zeiten sind wir heraus, daß er mich wie ein Mentor behandeln durfte. Ja es ist wahr, ich verdanke ihm meine Erziehung, meine Bildung, diese aber ist nun vollendet; der Vormundschaft meines Bruders bin ich entwachsen, und im Uebrigen stehen wir als Brüder — Pari — nur mit dem Unterschiede, daß ich reich bin, und er ist und bleibt nur ein armer Teufel. — Nun gut — kann er mich entbehren, so kann ich ihn lange schon entbehren. Ich werde ihm gar nicht antworten, das ist seine beste Strafe; ich werde aber auch nie wieder — nur die geringste Notiz von ihm nehmen. Das hat er verdient. — Kann er ohne mich leben, so werde ich es auch ohne ihn wohl aushalten können. Kommt er einmal in Geldnoth — nun so wird ihm meine Börse immer offen stehen — ich bin wahrlich nicht rachsüchtig — ich bin kein schlechter Mensch; wohl aber ein Vernünftiger. Mein Herr Bruder ist ein Phantast; mich aber soll er nicht irre machen. — Sela — abgemacht!" —

Mit solchen Gedanken suchte sich der von der Macht des Geldes Verblendete zu beruhigen. Wir beobachten es

im Seelenleben moralisch gesunkener oder verbrecherischer Menschen so oft, daß ihr Scharfsinn unbewußt sich vor dem eignen Richterstuhl zu rechtfertigen sucht. Der Dieb sagt: „ich habe noch nicht gemordet" — der Mörder: „ich habe noch nicht gestohlen!" — wer dem Andern ein schweres Unrecht gethan hat, giebt dem Beleidigten in der Regel alle Schuld, und wer einen Brief voll gerechter und wohlverdienter Vorwürfe empfangen hat, wird darauf nie antworten; er wird selbst den Beleidigten spielen und lieber die theuersten Verhältnisse abbrechen, als sein eignes Unrecht bekennen. — Und zieht dann noch der Leichtsinn eines üppigen Weltlebens zerstreuend darüber hin, so verschwindet bald auch jede Spur jenes frühern Verhältnisses, und jede Erinnerung daran wird auf das sorgfältigste vermieden. —

So auch hier. — Urban brach jedes Verhältniß mit seinem Bruder ab; er vermied sogar jede Erkundigung darnach, und da ihm sein häusliches Leben mit der empfindsamen, stets kränklichen Regine, die seine Gattin geworden war, unmöglich Befriedigung gewähren konnte, so stürzte er sich, als Associé eines reichen Geldmanns, bald in die Speculationen. Die gewagtesten waren ihm die liebsten. Sie hatten den stachelnden Reiz des Spiels; und das Glück, so wie ein sicherer praktischer Tact kamen ihm dabei zu Hülfe. Sein Schwiegervater zog sich bald zurück, nachdem er ihn eingeweihet hatte in alle

Geheimnisse der Plusmacherei, und ein Schlagfluß machte dessen Leben ein Ende, seine Gattin aber zur Erbin unermeßlicher Reichthümer. Nach einem Jahre war auch diese hingesiecht — und nun war Urban ein Crösus.

Dieser so schnelle Glückswechsel, vom armen Handlungsdiener zum reichen Mann, hatte aber auf seinen Charakter noch verderblicher eingewirkt. Es ist eine merkwürdige Beobachtung, die aber sehr oft sich bestätigt, daß der Geiz mit der Verschwendung, die Habsucht mit dem Reichthum Hand in Hand geht.

Für eine fürstliche Einrichtung, für Equipagen, Garderobe, ein Landhaus und glänzendes Residenzleben, war ihm kein Opfer zu groß; aber im Häuslichen knauserte er. Seine Wirthschafterin war der peinlichsten Controle unterworfen. Er selbst nahm den Schlüssel zur Speisekammer zu sich, nachdem er genau gemerkt hatte, ob der angeschnittene Braten, oder das halbe Brod von der Tafel dort aufbewahrt war. Nach einer Fête, wo er hundert Flaschen Champagner seinen vornehmen Gästen zum Besten gegeben hatte, ließ er die Neigen in den Flaschen unter seinen Augen zusammen gießen und neu verkorken. Nach einem luculliſchen Mahl, von sechzig Couverts, klagten seine Diener über Hunger, und wenn, — sobald Gäste da waren, zehn Schüsseln aufgetragen wurden, so konnte man darauf rechnen, daß an den folgenden Tagen der Millionair von den Ueberresten lebte

und dann Mittags und Abends aus Kartoffel- und Hafergrützsuppe seine ganze Mahlzeit bestand. — „Das hat ungeheuer viel gekostet," pflegte er nach einer verschwenderischen Fête zu sagen, „das muß wieder erspart werden."—

Dieselben Widersprüche gab es auch in seinen Speculationen. Auf der Börse gingen sie ins Colossale — im Leinwandhandel ins Kleinliche. Hatte er so eben durch ein glückliches Börsenspiel mit einem Worte Tausende verdient, so konnte er im nächsten Augenblick einem armen Weber, von seinem mühsam errungenen Wochenlohn, einen Groschen nach dem andern abpressen und kein Kunstgriff war ihm zu schlecht oder zu niedrig, um bei dem Kleinhandel, wie der ärmste Packjude, einen Groschen mehr zu verdienen, während er auf der Börse in großartigen Speculationen den Mann von liberaler Freigebigkeit spielte. So, im Kleinen unreell und fast gaunerisch, galt er in großen Verhältnissen für den solidesten und zuverlässigsten Geschäftsmann. Besonders hatte er eine Gabe, sich geltend zu machen, während er in kleinen Privatverhältnissen nicht selten sich wegwarf. Er unterzeichnete Hunderte für eine Missionsgesellschaft, oder für Ueberschwemmte, wenn er wußte, daß sich der Hof dafür interessirte, und versagte hartherzig den bettelnden Kindern hungernder Weber den Dreier, warum sie ihn ansprachen. —

So war der Mann, der der Einladung seines

kranken Bruders gefolgt war, und jetzt, dem kleinen, mit Schindeln gedeckten Pfarrhause in Tiefenau nahe, aus dem Wagen stieg. —

Sein Factor war nur der servile, eigennützige und noch herzlosere Vollstrecker seines Willens. Dessen Charakter war der Ausdruck der niedrigsten Gesinnungen seines Herrn, ohne nur einen Zug jenes nobeln Wesens zu haben, das den Geheimrath Walther unter Umständen vermochte, den Großmüthigen zu spielen, selbst ohne den Rest von Gemüth, das ihm noch aus seinem frühern Leben geblieben war.

Nachdem dieser vor dem Pfarrhause ausgestiegen war, wandte er sich noch einmal zurück gegen den Factor, der noch im Wagen sitzen geblieben war. „Jetzt revidiren Sie einmal die Webestühle dieser Spitzbuben, und wenn sie klagen und lamentiren, so sagen Sie ihnen, daß die Conjuncturen so schlecht seien, daß man ihnen nächstens nur zwei Drittel ihres jetzigen Lohnes verwilligen könne. — Und wenn sie raisonniren, so drohen Sie nur mit der Gensdarmerie. — Adieu. — In einer Stunde werde ich Sie unten am Herrnkruge wieder aufnehmen. Der Wagen kann hier halten." —

Der Leibjäger nahm dem reichen Manne den Mantel ab, und dieser trat nun durch die schmale Hausthür des kleinen Pfarrhauses seines kranken Bruders, den er seit achtzehn Jahren nicht gesehen hatte. —

18. Wiedersehen am Sterbebett.

Allerdings lief es ihm grieselnd über die Haut und es klopfte ihm das Herz, als ihm Frau Werner die Thür öffnete und mit gedämpfter Stimme sprach: „Er liegt ohne Hoffnung — um Gottes Barmherzigkeit willen — schonen Sie seiner.“ —

„Er wünschte sich mit mir zu versöhnen,“ entgegnete er; „und ich bin versöhnt.“

Der auf seinen Besuch vorbereitete Pfarrer lag bleich und unbeweglich mit gefalteten Händen im Bett. Als der Geheimerath hinter den Bettschirm trat, erschrak er heftig. — Als einen blühenden Mann hatte er ihn verlassen — einen Sterbenden fand er wieder. —

Mit Mühe reichte ihm der Pfarrer die magere, kalte Hand und lächelte wie ein Verklärter.

„Selig sind die Friedfertigen,“ sprach er mit dem Apostel Matthäus; „denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ —

„Armer Bruder,“ entgegnete Urban, mit dem Ausdruck von Rührung; „ich habe Dich nie gehaßt, aber Du hattest mich schwer beleidigt; doch mache Dir deshalb keine Sorge, das ist Alles längst vergessen.“

„Ich danke Dir,“ versetzte der Kranke weich; „auch ich werde suchen eine schmerzliche Vergangenheit zu vergessen.“ —

„Erinnere mich nicht daran — Bruder — geschehene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen. Weiß man das Grab der armen Person noch? — ich will ihr einen Denkstein setzen lassen."

„O Menschen, Menschen!" rief der Prediger; „mit Euren Denkmälern von Stein glaubt Ihr wieder gut zu machen, was Eure Herzen von Stein verschuldet hatten."

„Ich bitte Dich, lieber Bruder, laß alle Sticheleien und Phantastereien. — Laß die Todten ruhen; man hat mit den Lebenden schon seine Noth. Vor Allem ist mir meine Zeit sehr knapp zugemessen — laß uns daher nur das Nothwendigste mit einander besprechen. Vor Allem, wie geht's mit Deiner Gesundheit — ich sehe, Du bist sehr leidend." —

„Ich sehe meiner Auflösung mit der Ergebung eines ruhigen Gewissens entgegen. Ich habe nur getrachtet nach dem, das droben ist, nie nach dem, das auf Erden ist."

„Es scheint Dir in der That nichts zu fehlen als Kräfte — ich werde Dir ein Paar Flaschen alten Malaga senden — fehlt es Dir an Gelde Dich zu pflegen, disponire über meine Börse — oder kannst Du einen guten Arzt nicht bezahlen, so werde ich Dir meinen Hausarzt den Geheimen Obermedicinalrath, Dr. Löwenzahn, schicken — er ist Inhaber des Geierrodens zweiter Klasse mit

der Schleife und Leibarzt des Fürsten, also ein Mann von Bedeutung." —

„Mein bester Arzt ist der da oben, von ihm erwarte ich alles Heil." —

„Nun, wie Du willst, aber bei Gott, ich thue Alles was man von einem Bruder nur erwarten kann — sprich, fordere, meine Börse, mein Credit steht Dir offen."

„Dein Herz wäre mir lieber."

„Auch das — auch mein Herz — o ich habe ein weiches Gemüth — ich werde Thränen vergießen über Deinen Tod. — Bei Gott und auf Ehre! — doch apropos — ehe wir es vergessen — hast Du Familie? Kann ich etwas thun für Deine Familie?" —

„Daß Dir das unbekannt ist, bezeugt, wie wenig Du Herz hattest für Deinen Bruder. — Du bist fast der Herr dieses Dorfs und weißt nicht, daß ich einen neunzehnjährigen Sohn habe?" —

„He — hem — wo ist er? ich will ihn sehen, ist er nicht gar zu sehr verbauert und läßt sich nur einigermaßen etwas mit ihm anfangen, so werde ich sein Glück machen. Ich selbst habe keine Kinder."

„Mein Fritz," sprach der Kranke, „hat zwar keine feine Politur, aber er ist eine unverdorbene Natur, treu und bieder. — Da ich nicht vermögend genug war, ihn auf Schulen zu erhalten, so habe ich ihn selbst unterrichtet. Wolltest Du dem armen Jungen

durch Deine Connexionen einige Stipendien verschaffen, so würde er meinen Lieblingswunsch erfüllen können, daß er Theologie studirt."

— „Das heißt Hungerleiderei studirt. — Was hast Du von Deiner theologischen Gelehrsamkeit?" —

— „Segen empfangen und Segen gespendet." —

„Phantasterei, als Kaufmann bin ich weiter gekommen."

„Ja, ohne Herz!"

„Gleichviel, aber ich bin doch reich geworden, und Du bist arm. — Schreibt er eine gute Handschrift?" —

„Da sieh dieses Blatt."

„Kann gut werden — nur schlanker und flüchtiger — das ist noch keine Kaufmannshand."

„Wie siehts mit der Sprachkenntniß aus?"

„Er lieset den Tacitus und Thucydides ohne Anstoß."

„Ich frage nicht nach Eurer Schulpedanterei in todten Sprachen. Was thue ich damit für's Leben? die Hauptsache bleibt immer Englisch und Französisch."

„Beider Sprachen ist er mächtig."

„Charmant, dann steckt ein tüchtiger Kaufmann in dem Burschen — ich werde sein Glück machen." —

„Wie Gott will — Herr dein Wille geschehe, nicht der meinige." —

„Hast Du sonst noch einen Wunsch, lieber Bruder?"

„Ja," sprach der Kranke, „indem ich scheide aus diesem Erdenwallen hinterlasse ich noch viele meiner Kinder, die schmerzlich meines Raths, meines Trostes und meiner geringen Hülfe entbehren werden — ich meine die armen Weber dieses Dorfs." —

„Ach, das Bettelvolk," sprach der Handelsherr unmuthig, „ich thue wahrhaftig genug dafür. Indeß die Conjuncturen sind so schlecht, daß ich, bei Gott, mein baares Geld zulegen muß."

„Bruder, schwöre nicht bei Gott!"

„Nun, nun, es war nur so eine Redensart. — Uebrigens, von Profit muß der Mensch leben; mein Hausstand kostet mich, bei Gott, enorme Summen — der Champagner ist wieder aufgeschlagen, für die Austern habe ich das Doppelte bezahlen müssen, wie im vorigen Jahre — wer kann dabei bestehen?"

„Die armen Weber würden gern ohne Champagner und ohne Austern bestehen, hätten sie nur Brod, um ihren Hunger zu stillen."

„Das ist die ewige Litanei — das ist übertrieben. Haferbrod, Kartoffeln und Wasser hat ein Jeder — die Leute sind einmal daran gewöhnt." —

„Wie die Hühner daran gewöhnt sind, abgeschlachtet zu werden," sprach der Kranke mit tiefer Ironie.

„Ganz recht," entgegnete der Millionair; „die Armen existiren nur, damit der Reiche seines Reichthums

froh werden kann. Was wäre Geld und Gut, wenn man damit nicht Hände bezahlen könnte, die unsere Bedürfnisse befriedigten? Was wäre der Arme, gäbe es keine Reichen, die ihre Arbeit bezahlten? Was wären meine 1200 Weber, die ich beschäftige, ohne den Kaufmann, der ihnen Vorschuß giebt und ihre Waare abnimmt?" —

„Bruder," sprach der Prediger; „ich betrachte es als ein Vermächtniß, daß ich Dir die Noth dieser armen Leute schildere, die nichts gelernt haben, als ihre elende, ungesunde Arbeit. Wenn sie von den vier uud zwanzig Stunden, die ihnen der Himmel täglich giebt, zwanzig Stunden der Arbeit widmen und nur vier Stunden dem Schlaf, und wenn sie dann mit Frau und Kindern nicht mehr verdienen, als zwanzig Groschen in der Woche — ist das genügend für eine Familie mit sechs bis zehn Kindern?" —

„Wer Teufel heißt ihnen solche Kindermenge zu haben, ohne Brod dafür...."

„Pfui Bruder — schäme Dich solcher Aeußerungen — Kinder sind Gottes Segen — und dennoch würden diese genügsamen Menschen mit einem so geringen Wochenlohn auskommen, würden sie nicht bei der vorschußweisen Lieferung von Naturalien so geprellt — Dein Factor — nimm es mir nicht übel, wenn ich mich in gerechter Entrüstung darüber stark ausdrücken muß —

ist ein Blutsauger — ein wahrer Menschenschinder — so nennen ihn die Leute."

„Wird auch übertrieben mit solchen Anschuldigungen. Uebrigens ist der Mensch brauchbar, und ich kann ihm seine Spesen nicht beschneiden, ohne ihm das Doppelte an Gehalt zu geben. Indeß werde ich es ihm sagen, daß er's nicht zu arg mache — etwas Kräfte müssen die Leute behalten; sonst können sie nicht arbeiten. — Apropos. Lebt das Ding noch — nun — das Kind von der Person .... Du weißt ja ....

„Dein Kind," rief der Prediger mit tiefster Entrüstung; „ja Dein und Deiner verlobten Braut Kind — es lebt noch. Als Brautkind hat es gesetzliche Erbrechte — ich werde die Beweise derselben in treue Hände legen, damit es nach Deinem Tode Dich beerbe."

„Wo lebt es?"

„Unter dem Volke, das Du drückst."

„Ist es ein Knabe oder Mädchen?"

„Das wirst Du erfahren, wenn Du Dich des Glückes, Vater zu sein, würdig gemacht haben wirst." —

Urban ließ den Kopf sinken — ein lange nicht empfundenes Gefühl übermannte ihn. Eine Thräne perlte zwischen seinen Wimpern; damit ergriff er die Hand seines Bruders und sprach: „So sichere wenigstens damit die Zukunft dieses Kindes, bis ich würdig sein werde,

den Sohn oder die Tochter meiner Liebe in meine Arme zu schließen."

Mit diesen Worten nahm er einen Bankschein von tausend Thaler aus seiner Brieftasche und legte ihn auf die Bettdecke des Kranken. —

„So nicht," sprach Dieser gerührt; „nimm Dein schnödes Geld zurück und sei gerecht und menschlich gegen Deine armen Weber, so wirst Du auch Deines Kindes Wohlthäter sein." —

„Sonderbar!" sprach der Finanzrath, nahm sich zusammen und als schäme er sich seiner Bewegung, steckte er die Banknote wieder ein und bemerkte: „Alle kann ich nicht beglücken — hinderst Du mich, Vaterpflicht zu üben, so komme auf Dein Haupt diese Schuld." —

Mit diesen kalt gesprochenen Worten erhob er sich, drückte noch einmal seinem Bruder die Hand und sprach: „Fahre wohl in Frieden! — wir scheiden ohne Groll — obgleich Du eine vollständige Versöhnung unmöglich gemacht hast."

---

19. Des Pfarrers Fritz.

In dem Augenblick, als der reiche Mann im Begriff war, sich von seinem armen Bruder zu entfernen, trat Fritz ein, den Frau Werner eiligst aus dem Hause des Weber Mathias hatte holen lassen. —

Wie das in unverdorbenen jungen Gemüthern so häufig der Fall ist, die Jugendkraft und der rosige Blick ins Leben wehrt sich lange gegen den Schmerz — aber wenn er ein Mal herein bricht, so ist er auch unaufhaltsam und herzzerreißend. Als Röschen den Sohn des Pfarrers auf das Lebensgefährliche der Krankheit seines Vaters aufmerksam gemacht hatte, da war ihm das blühende Leben seiner Liebe noch zu nahe, um solchen Befürchtungen Raum geben zu können — und in der Hütte des Armen war es das Mitgefühl für ihre kleinen Leiden und Freuden, das solche trübe Gedanken für einige Augenblicke in den Hintergrund seiner Seele zurückdrängte — aber als die Botschaft vom Pfarrhause kam, daß er augenblicklich heimkehren solle, da fiel es centnerschwer auf sein Herz — keines andern Gedankens mächtig, als: der Vater stirbt — er ist schon todt! — eilte er in vollen Sprüngen nach Haus — fragte im Fluge die Frau Weber, was der Vater mache, und als diese achselzuckend und mit Thränen entgegnete: „Eilen Sie, lieber Fritz, wenn Sie noch den Segen Ihres Herrn Vaters erhalten wollen.“ — Da eilte er leise und behende durch eine Seitenthür in das Krankenzimmer, und ohne den geheimen Finanzrath zu bemerken, der zur Seite stand, sank er mit einer Bewegung, die er vergebens sich bemühte zu unterdrücken, vor dem Bette seines sterbenskranken

Vaters auf die Kniee und benetzte dessen kalte Hand mit Thränen und Küssen. —

Der würdige Kranke sprach in andächtiger Erhebung einen Psalm: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat."

Fritz schluchzte unaufhaltsam, und unwillkürlich faltete der sonst so herzlose Zeuge dieser Scene seine Hände.

„Was betrübst du dich, meine Seele," fuhr der Sterbende fort; „harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist." — —

Und nach einer Pause sprach er: „Es hat kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben." —

„Mein liebster, bester Vater!" sprach der Sohn, „so Du mich verlassen willst — segne mich — Du bist ein von Gott Gesegneter, und des Vaters Segen baut den Kindern Häuser — steht in der Schrift."

Mit Erhebung der Seele legte der Kranke seine Hand auf das Haupt des blühenden Sohnes und segnete ihn und sprach: „Bleibe fromm und halte Dich recht; denn solchen wird's zuletzt wohlgehn." —

„Ja, Vater — das gelobe ich — immer rein und

redlich zu leben. Die Welt vergeht mit ihrer Lust! wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit." —

„Amen!" sprach der ehrwürdige Kranke. —

„Amen — Amen!" rief nun der Zeuge dieser rührenden Scene, von einer Bewegung ergriffen, die ihn selbst überraschte — es war, als ob das Heimweh nach einer harmlosen, unverdorbenen Jugendzeit mächtig auf ihn eindringe — und so trat er vor und legte seine Hand auf das Haupt des Jünglings und sprach: „Sei Du mein Sohn, Du Sohn meines Bruders — ich werde Dich an Kindesstatt annehmen, wenn Dein frommer Vater das Zeitliche gesegnet haben wird." —

„Ich danke Dir, mein Bruder, unser Friede ist geschlossen für Zeit und Ewigkeit. Ich bitte Dich aber, lieber Urban, verschone ihn mit dem verführenden Reiz des Reichthums — mein Fritz hat wenig Bedürfnisse. Gieb ihm nur so viel, daß er seine Kenntnisse ausbilden und ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden könne — denn wer sich mit seiner Arbeit nährt und lässet ihm genügen, der hat ein ruhiges Leben. Das heißt einen Schatz über alle Schätze finden." —

„Uebrigens," fuhr er fort, „überlasse die Wahl seines Berufs ganz seinem freien Willen — das ist mein Wunsch und mein letzter Wille. — Gelobe es mir in die Hand, mein Bruder, ihn zu keinem Beruf zwingen,

von keinem abhalten zu wollen — gelobe es mir, damit ich ruhig sterben könne." —

„Ich hoffe," entgegnete der Geheimerath, „daß Du einem so jungen Menschen nicht die Wahl seines Berufes freigestellt haben würdest, wenn er nicht ein solches Vertrauen verdiente. — Ich gelobe Dir daher, ihm wohl ein verständiger väterlicher Freund und Rathgeber zu sein, aber auf keine Weise ihn zu hindern, den Beruf zu ergreifen, den er freiwillig ergreifen wird." —

Fritz stand da in der höchsten Betroffenheit, keines Wortes mächtig. Mit einem gewissen scheuen Blick betrachtete er den Oheim, von dem sein Vater ihm nur gesagt hatte, daß der Reichthum ihn herzlos gemacht habe — und über dessen Härte und Habsucht die armen Weber so viel klagten.

„Fritz," sprach Dieser, „fasse Vertrauen zu mir — ich werde Dein Vater sein und habe keinen andern Wunsch, als den Sohn meines Bruders glücklich zu machen. — Willst Du zu mir kommen, wenn der liebe Gott Deinen lieben Vater zu sich genommen haben wird?" —

„Ja," sprach er, „ich werde zu Ihnen kommen, um für die armen Weber zu bitten, daß sie etwas mehr Lohn erhalten und nicht mehr durch Ihren Factor so geprellt werden dürfen." —

„Was fällt dem Burschen ein!" rief der Geheime-

rath, „will sich jetzt schon in meinen Geschäftsverkehr mischen? — Höre, junger Mensch, das verstehst Du nicht. Früher hatte unsere Leinewand ihren fast alleinigen Absatz nach Amerika — von den dortigen Märkten aber ist sie durch das wohlfeilere und besser appretirte schottische Leinen verdrängt — um damit concurriren zu können, müssen wir wohlfeiler verkaufen, können daher auch an die Weber nicht mehr die alten Preise zahlen. Ziehen wir unsere vermittelnde Hand zurück, so haben die Weber gar nichts. — Sieh, so sind wir eigentlich ihre Wohlthäter und nur der Unverstand klagt uns an, ihre Bedrücker zu sein." —

„Herr Onkel, ich möchte wohl Leinenhändler und Fabrikant sein. Ich würde mich mit dem geringsten Profit begnügen und nur Brod und Milch essen, damit ich den armen Arbeitern den Lohn ihres Fleißes gewähren könnte." —

„Mein junger Philanthrop," sprach der Geheimerath lächelnd, „lerne nur erst das Wesen der Sache kennen, und Du wirst bald aus einem andern Tone pfeifen."

„Gewiß — nie aus dem Tone der Unmenschlichkeit," entgegnete Fritz mit Feuer.

„Höre Fritz," bemerkte der Fabrikherr mit einem Lächeln, das sich fast zum Spötteln verzog, „an Dir wird noch viel zu schleifen bleiben. — Bei dem äußern Menschen wollen wir anfangen; ich werde Dir meinen

Schneider senden, um Dir einen anständigen Anzug machen zu lassen; so wie Du da gehst, kann ich Dich auf meinem Comptoir nicht aufnehmen — Du würdest da z. B. schon mit Deinem Dorfschneiderrock zum Gespött meiner Leute werden." —

„Noch immer derselbe," seufzte der Pfarrer leise vor sich hin, „Alles gilt ihm der Schein und nichts das Sein. — In solchen Augenblicken von Kleidern zu reden — es ist empörend!" —

Niemand hatte dieses nur leise gemurmelte Selbstgespräch gehört; aber das reine Naturgefühl des jungen Menschen hatte sich dagegen empört. —

„Herr Onkel," sprach er mit Nachdruck, „so in diesem Rocke, der mein Ehrenkleid ist, weil es mein Vater sich und seinen Armen am Munde abgedarbt hat, um mir diesen Rock zu schenken, werde ich unter sie treten, und wehe dem, der nur den Mund zum Spott verzieht — meine Fäuste werden ihn lehren, daß wir Leute vom Dorfe eben so derb sind, wie es das Tuch zu unsern Röcken ist." —

„Fritz, Fritz!" rief der Pfarrer, „mäßige Deinen gerechten Unwillen, man muß in der Welt sich fügen können, um durchzukommen." —

„O Vater, für mich habe keine Sorge, ich habe Geschicklichkeit zum Weben und Kraft zum Holzhauen —

mein Latein und meine Vetterschaft sollen mich nicht hindern, an Röschens Hand einst glücklich zu sein." —

„Was der Tausend!" rief der Finanzrath, „hat sich der junge Trotzkopf schon verplempert?" —

„Mit meiner stillschweigenden Genehmigung hat sich Fritz mit einer liebenswürdigen Weberstochter verlobt. Ich werde heute noch dieses Verlöbniß einsegnen." —

„Vater, Vater! — Du machst uns glücklich! — Du kommst unsern Bitten und Wünschen zuvor. Augenblicklich werde ich mein Röschen herbeiholen," rief Fritz, küßte rasch die Hand des Kranken und sprang fort. —

„Das ist zu toll," rief der Finanzrath; „Ihr seid allesammt Narren, und macht es mir geradezu unmöglich, etwas für Euch zu thun. — Gleichwohl interessirt mich der Trotzkopf. — Ich denke, die Noth wird ihn schon zur Raison bringen; dann steht ihm mein Haus und meine Börse offen; — hat er nur erst ein Jahr das Leben in der großen Welt gekostet, so wird er sein Dorfliebchen schon vergessen — adieu! — Gott befohlen, mein Bruder, — ich bitte Dich, scheide ohne Groll von mir und gieb mir einst Nachricht von meinem Kinde."

Der würdige Geistliche war so ergriffen und erschöpft von dieser Scene, daß er kein Wort entgegnen konnte. Er drückte ihm mit einem Blick, der Rührung, Schmerz und Liebe aussprach, die Hand — und der reiche Handelsherr zog sich zurück.

Draußen auf der Hausflur legte er eine mit Gold gefüllte Börse in die Hand der Frau Werner, und sprach leise: „Hier, gute Frau, haben Sie etwas, um für den jungen Trotzkopf sorgen zu können, wenn mein Bruder todt ist. Ich kann nichts mit ihm anfangen. Sagen Sie ihm nicht, daß es von mir kommt; aber kann ich helfen, so wenden Sie sich getrost an mich." —

„Ach Herr, diese Güte ...."

„Ja, ja, — ich meine es gut; aber man verkennt mich. Bereden Sie nur meinen Neffen, daß er die Handlung bei mir erlernt — das Weitere wird sich dann schon finden." —

Wenn die Reichen ihr Geld gegeben haben, so meinen sie schon ein gutes Werk gethan zu haben, und mit diesem Bewußtsein bestieg der Geheime Finanzrath seinen Wagen und war mit sich selbst zufrieden.

---

20. Ende des Gerechten.

Eine Stunde darauf knieeten Fritz und Rosa am Bette des Pfarrer Walther und dieser segnete ihren Bund.

Frau Werner stand im Hintergrunde und faltete die Hände und sprach: Amen.

Es war eine wehmüthige Glückseligkeit in den Seelen der vier Theilnehmer dieser rührenden Scene.

Der würdige Geistliche gab den beiden von ihm

eingesegneten jungen Leuten noch manche gute Lehre, die er nach seiner Weise in Bibelsprüche einkleidete, wohl wissend, daß sich ein guter Spruch frommen Seelen am tiefsten einprägt und daß ein solcher für einfache Menschen, in rechter Stunde gedacht und geredet, der sicherste Leitfaden für ihr sittliches Handeln und Verhalten ist.

„Ihr seid nun vor Gott verlobt, meine Kinder," sprach er; „aber Ihr seid Beide noch jung und unerfahren und noch weit davon entfernt, daß Eure Liebe durch den heiligen Ehebund gekrönt werde. Darum bedenket dieses zu jeder Stunde, was Jesus im Evangelium Matthäus spricht: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Dann wendete er sich zu seinem Sohne mit den Worten: „Thue recht und scheue Niemand, — denn," fuhr er mit dem weisen Spruche Salamonis fort: „der Gerechten Pfad glänzt wie ein Licht und leuchtet bis auf den vollen Tag; der Gottlosen Weg aber ist wie Dunkel, und wissen nicht, ob sie fallen werden. Darum behüte, mein Sohn, dein Herz mit allem Fleiß; denn daraus gehet das Leben. Laß deinen Fleiß gleich vor sich gehen, so gehst du gewiß. Wanke weder zur Rechten, noch zur Linken und wende deinen Fuß vom Bösen."

Fritz küßte die Hand seines Vaters und versprach, ein guter Mensch zu werden, was er im Grunde des

Herzens schon war. Dann küßte er Rosa und bat: „Du frommer Engel leite mich auf meinen Pfaden — und du Geist meines Vaters," fuhr er schwärmerisch fort, „der Du mir voranschwebst auf dem Wege zur Tugend, erleuchte mich und erhelle mich, daß ich Dir ähnlich werde." —

In dieser Weise wurde das Gespräch bis spät nach Mitternacht fortgesetzt; da fühlte der ehrwürdige Kranke eine zunehmende Beängstigung. Er fürchtete, noch einen schweren Kampf erleiden zu müssen und wollte das harmlose Leben dieser Unschuldigen nicht durch das Schreckbild eines solchen letzten Kampfes beunruhigen. Er reichte daher Beiden die Hand und nahm von ihnen Abschied, indem er ihnen sagte, daß er nun mit dem Leben fertig sei und nur noch mit Gott sich abzufinden habe. Damit ihn aber keine irdischen Gedanken mehr störten, sollten sie gehen und im Stillen für ihn beten. Frau Werner würde bei ihm bleiben und als vielgeprüfte Freundin ihm die Augen zudrücken.

„Diese gute Frau," sprach er dann, „betrachtet als Eure zweite Mutter — sie ist verständig und wohlwollend und kennt meine letzten Wünsche und meinen letzten Willen." — Dann sprach er noch einmal: „Beruhigt Euch, liebe Kinder! — der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen die ein zerschlagenes Gemüth haben."

Nach einer Pause athmete er noch ein Mal schwer auf und sprach mit gefalteten Händen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat."

„Was betrübst du dich, meine Seele," fuhr er nach einem tiefen Schweigen fort, „und bist so unmuthig in mir? harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichtes Hülfe und mein Gott ist." —

Rosa und Fritz hatten sich schon früher auf einen Wink des geliebten Sterbenden zurückgezogen gegen die offene Thür. Rosa's Kopf war an seine Brust gesunken, — Beide weinten stille, tief gefühlte Thränen.

Der Leidende bemerkte sie nicht mehr — er war schon mit seinen Gedanken der Erde entrückt und sprach mit den Blicken himmlischer Verklärung: „Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebles gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts!" —

Und zuletzt rief er noch: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! Alle Lande sind seiner Ehre voll!" —

Und dann war er still. Frau Werner führte die Weinenden hinaus und kehrte ins Krankenzimmer zurück.

— Nach einer Stunde trat sie leise wieder zu den betenden Kindern heran und sprach:

„Er hat vollendet. — Lasset uns ein Vaterunser beten." —

Und sie beteten — und das hereindämmernde Tageslicht fand sie noch auf den Knieen, bei der Leiche eines Gerechten vor dem Herrn.

---

21. Fritz, der Weber.

Der Schmerz um einen geliebten Todten zieht durch die Seele guter Menschen leise, wie der Flügelschlag eines Engels. Und die Zeit haucht darüber hin ihr mildes Arom; denn der Schmerz wird zur Wehmuth und diese löset sich auf in weiche Liebe, die das Herz veredelt und die Seele mit Menschenliebe erfüllt.

Auf so reine und empfängliche Gemüther, wie die der beiden Liebenden, hatte der schwere Verlust, den sie erlitten, den Einfluß gehabt, wie ein fruchtbarer Regen auf grüne Saaten — sie waren ihrem Gedeihen und ihrer Reife näher gekommen — zugleich aber war es die Idylle ihrer Liebe in dieser grünen Waldeseinsamkeit, die ihnen das Naturleben so lieb und werth gemacht hatte, daß weder die schriftliche Einladung des reichen Onkels, noch die Vorstellungen und Bitten der Frau

Werner, den jungen Mann bewegen konnten, in das Leben der großen Welt einzutreten.

„Was bedarf ich mehr, um glücklich zu sein, als Brod und Milch und meine Liebe, — und so viel, wie genügsame Menschen bedürfen, werde ich doch wohl leicht verdienen können mit der Arbeit meiner Hände." — Mit allem Ernst dachte er daran, Weber und Holzhauer zu werden und dann sein liebes Röschen zu heirathen. Vergebens hatten ihm die Gerichte auf des Geheimeraths Begehr einen Vormund gesetzt, vergeblich hatte dieser ihm befohlen, sich bei seinem reichen und gütigen Onkel zu melden und auf seinem Comptoir eine Stelle anzunehmen. Man citirte ihn auf die Gerichtsstube und stellte ihm vor, daß er auf diese Weise ein reicher Mann werden könnte — allein Alles half nichts; jeder Widerstand schien nur seinem Willen neue Festigkeit zu geben, und fragte man ihn nach den Gründen, so sprach er: „Ohne mein herzliebes Röschen möchte ich kein Crösus sein, — und mein Onkel will nicht, daß ich ihr treu bleibe. Er spottet über meinen Rock, der mein Ehrenkleid ist, denn meines Vaters redlicher Fleiß hat ihn mir erworben. Er mißhandelt die armen Weber, welche meine Brüder sind, denn sie waren meines Vaters Kinder und sind meine Mitmenschen — ich aber kann einem Manne nicht dienen, der kein Herz hat für die Leiden seiner Brüder — ich kann keine Wohlthaten annehmen

von einem Manne, der die geringste Gabe den Armen versagt, die es nöthiger haben, als ich." —

Und die gute Frau Werner gab ihm Geld, daß er sich einen Webestuhl und Garn kaufe, und Fritz machte nun Anstalt, sich einzurichten mit Rosa, wie es die armen Leute gewohnt waren. Er miethete ein Stübchen in einer Hütte im Gebirge und schlug dort seinen Webestuhl auf und pachtete ein dem Felsengrunde abgewonnenes Ackerstückchen, und mit Röschen gemeinschaftlich bearbeitete er den Acker und pflanzte Kartoffeln hinein und säete Hafer aus, daß es ihm zum Herbst an trockenem Haferbrod nicht fehle. — Auch gab ihm Frau Werner eine Ziege vom Nachlasse seines Vaters und ein Schweinchen auf den Koben, und nun hätte man sehen sollen, wie verständig die beiden jungen Leute in aller Unschuld wirthschafteten — wie fleißig sie waren, um etwas vor sich zu bringen."

Fritz Walther wohnte nicht weit vom Weber Mathias. Röschen war am Tage, wenn sie ihre kleinen Geschwister beschickt hatte, immer bei dem Liebsten und Abends in der Feierstunde gingen sie zusammen in den stillen Wald, oder hinunter ins Dorf, um zu helfen und zu trösten, wo es sich thun ließ.

Groß aber war diese Noth, besonders seitdem der Geheimerath Walther den Webelohn noch um ein Drittel

herabgesetzt hatte und andere Großhändler und Fabrikanten waren seinem Beispiel gefolgt. — Der Hunger aber thut weh und kennt kein Gesetz.

Und dennoch wäre wohl Alles ruhig geblieben, denn der Arme kann schon viel ertragen, ehe er zum offenen Widerstande den Muth und die Kraft fühlt; aber der Uebermuth des Reichthums und der unnöthige Hohn der Herren und ihrer Diener empörte die Geduldigsten. — Menschenfreunde hatten längst schon vorausgesehen, daß es so nicht bleiben könne, und in dem Wahne, die Regierungen aufmerksam zu machen auf das, was Noth thue, verbreiteten sie aufregende Schriften bogenweise unter das Volk. In den Schenken wurden schon Spottreime gesungen auf die Tyrannei der Herren, und wenn der Branntwein die Köpfe erhitzt hatte, so ging es an ein Raisonniren und Drohen der gefährlichsten Art. — Bei solchen Gelegenheiten giebt es immer einige Brauseköpfe, die Alles mit fortreißen mit ihren wilden Reden, und so kamen die abentheuerlichsten und verbrecherischsten Beschlüsse zum Vorschein. Man sprach hier schon davon, die Volksschinder aufzuhängen — dort wollte man nur die Maschinen zerschlagen und da die Schuldbücher vernichten. Einige sprachen schon davon, den rothen Hahn aufs Dach zu setzen und Geld und Gut zu plündern, um Alles gleich zu machen; denn, sprachen sie, alle Menschen sind geboren mit gleichen Rechten und An-

sprüchen an das Leben — es ist auch billig, daß sie gleichen Antheil an der Güterwelt nehmen. —

Solche communistische Ideen, welche die in der Schweiz gewandert habenden Baumwollenwebergesellen mitgebracht hatten, erhitzten die Köpfe noch mehr und so fehlte bald nichts mehr, als der Impuls und die Einheit, um den furchtbarsten Volksaufstand der Armen gegen die Reichen zum Ausbruch zu bringen. —

Da waren es Fritz Walther und der alte Meister Mathias, welche die erhitzten Gemüther wenigstens zu einiger Besonnenheit brachten. Sie standen Beide bei der ganzen Gemeinde in Liebe und Achtung — der alte Mathias wegen seiner verständigen Biederkeit und Fritz Walther als der brave Sohn seines würdigen Vaters, der ja auch Vater der ganzen Gemeinde gewesen war, und weil der junge Mensch mit und unter dem Volke lebte und das Brod des Armen dem glänzenden Leben im Hause seines reichen Oheims vorgezogen hatte. Darum hörten Alle auf ihr Wort und ließen sich bereden, ehe sie zum Aeußersten griffen, noch ein Mal den Weg einer glimpflichen Vorstellung zu versuchen. So wurde denn beschlossen, am nächsten Sonntage solle die ganze Gemeinde gemeinschaftlich das heilige Abendmahl nehmen, und Nachmittags nach der Kirche Mann für Mann hinabziehen und durch eine Deputation dem gestrengen Herrn ihre Noth vorstellen, und entschieden um Abhülfe

bitten. Auf zwei Punkten wolle man bestehen — Erhöhung des Webelohns, mindestens bis zu dem Betrage vor der Herabsetzung desselben und Absetzung des Factors — überhaupt Abschaffung der Naturallieferung statt des baaren Geldes.

Fritz Walther war der einzige Gelehrte unter den Webern und übernahm es daher, die Bittschrift aufzusetzen, die sich bald mit vielen Hunderten von Unterschriften und Unterkreuzungen bedeckte.

So war Fritz in die Verschwörung der Weber gegen seinen Oheim mit hineingezogen. Er verkannte es nicht, daß selbst diese Petition, wenn sie im Gefolge von tausend bedrängten und erbitterten Arbeitern überreicht würde, schon dadurch eine Drohung ungesetzlicher Gewalt enthielt. Er erkannte, daß die ein Mal aufgeregten Gemüther unaufhaltsam zu jedem Excesse schreiten würden, wenn ihre Bitten nicht Gehör finden sollten. — Um selbst diese Gefahr zu vermeiden, machte der alte Mathias noch den Vorschlag, daß seine Tochter Rosa noch einen Versuch machen solle, durch sanfte Ueberredung und bescheidene Vorstellung den Herrn oder seine Diener für mildere Maßregeln zu bestimmen. —

„Ja," rief Fritz feurig aus; „die Rose des Thals ist ein Engel, wie Ihr Alle wißt; wo die bittet, da schmelzen alle Herzen — und Gott ist mit ihr!" —

„Gott ist mit dem Engel! — die Rose des Thals

wird für uns bitten!" riefen die armen Weber und jauchzten einander zu und umarmten einander und küßten den Fritz und den alten Mathias — denn die Rose des Thals stand hoch in der Liebe der Armen und Nothleidenden, für die sie immer ein Herz und ein trostreiches Wort gehabt hatte; oft war sie auch Botin und Vermittlerin für die Wohlthaten gewesen, welche der verewigte Prediger den Hülfebedürftigen gespendet hatte. —

So schien für den Augenblick alle Gefahr vorübergegangen zu sein und die armen Leute gaben sich der Hoffnung auf bessere Zeiten hin; aber sie kannten die Welt nicht und kannten nicht den Stolz und die Herzlosigkeit so mancher Reichen — besonders aber hatten sie einen Umstand außer Acht gelassen, dessen wir aber gedenken müssen, da er wesentlich dazu beitrug, die Gefahr eines Aufstandes noch zu erhöhen.

Es war nämlich seit vielen Jahren schon im großen Zuchthause zu *** das Weben und Spinnen die Hauptbeschäftigung der Sträflinge gewesen. So hatten sich Hunderte der sittenlosesten und verbrecherischen Menschen, die nach erlittener Strafzeit aus dem Zuchthause entlassen waren, als Weber und Spinner in Tiefenau und andern großen Weberdörfern im Gebirge niedergelassen und diese bildeten den unruhigsten und unbezähmbarsten Theil der Bevölkerung, und viele derselben dachten an nichts als an Raub, Brand und Mord — indem die allge-

meine Noth sie zur Selbsthülfe drängte. — Landläufer dieser Art gingen von Dorf zu Dorf und trugen die Funken der Auflehnung weiter — und allgemein hieß es: ein großer Schlag muß geschehen, sonst lassen sie uns sterben vor Hunger.

---

22. Rosa auf ihrer Mission.

Am nächsten Sonntage nach der Vormittagskirche, in welcher Rosa mit Inbrunst gebetet hatte, nahm sie mit Gottes Hülfe das Stück Leinen, welches der Factor gleichsam gebranntmarkt hatte durch Aufschreibung eines Spottpreises, und übergab es der rothen Liese, die es ihr tragen und sie begleiten sollte. — Damit machte sie sich auf den Weg nach dem Flecken Bleichenau, unten im Lande, wo der Geheime Finanzrath Walther sein prächtiges palastartiges Etablissement hatte. —

Fritz hatte mit ihr verabredet, daß er mit den Webern um drei Uhr sogleich von der Kirche ausziehen werde und in der Heidschenke vor dem Dorfe Bleichenau ihre Rückkehr erwarten würde. Die Antwort, die sie von dem Herrn erhielte, sollte alsdann das Weitere bestimmen.

In ganz Langenau war diese Sendung der Rose des Thals bekannt und Alt und Jung standen vor den Häusern, wo sie vorbei mußte und begrüßten sie mit

freudigem Zuruf und Greise nahmen ihre blauen Wollmützen ab vom silberweißen Scheitel und sprachen ihr Glück- und Segenswünsche zu. Frauen und Jungfrauen folgten ihr in ehrerbietiger Entfernung, wie man einem Engel folgen würde, der als Bote des Himmels durch das Thal gegangen wäre und Kinder streuten ihr gehacktes Tannenreisig, womit man dort die Stuben an den Festtagen ausschmückt, auf den Weg. Die Männer und Jünglinge aber deuteten auf ihre Tannenzweige an den Hüten und Mützen, an welche Frauen und Mädchen ihnen noch eine Bandschleife gebunden hatten — das war das Erkennungszeichen derer, die auf Tod und Leben sich verschworen hatten, die Wiedererhöhung der Löhne durchzusetzen — und diese riefen ihr ein „Helf Gott in Gnaden!" nach.

Man wußte, daß heute der Herr zu Hause sein werde, denn es war auf dem Herrnhofe ein großes Festmahl, das schon um zwölf Uhr im herrschaftlichen Park mit einem déjeûner dansant beginnen sollte.

Rosa hatte aber auf dem stundenlangen Wege durch das Weberdorf im Gebirge noch eine andere Mission zu erfüllen. Es hatte ihr Frau Werner mit reichlicher Hand Geld, Brod, Kartoffeln und vom Trödel erkaufte, noch gute Kleidungsstücke für Kinder gegeben und die rothe Liese trug diese Gaben in ihrer Bettelkiepe auf dem Rücken. Damit ging sie in die ihr schon bekannten

Hütten des Elends, eben so sehr von ihrem Herzen getrieben, um menschliche Leiden zu mildern, als um noch ein Mal einen Blick in diese Jammersäle der Noth zu thun, damit der Eindruck davon recht frisch und warm auf sie einwirke; denn in ihrer Unkenntniß der Welt und ihrer Verhältnisse glaubte sie das Herz des reichen Mannes durch eine wahrhafte Schilderung dieser Noth bewegen zu können.

Man glaube nicht, daß das Folgende eine Ausgeburt der Phantasie sei, es ist Zug für Zug actenmäßig beglaubigte Wahrheit; es sind Thatsachen, die keines Schmuckes, keiner Ausmalung bedürfen, um ihren Eindruck zu machen.

Doch ehe wir diesen Engel der Nothleidenden aus einer Hütte in die andere begleiten, werfen wir einen Blick auf die Lage dieser Arbeiter im Allgemeinen. —

---

23. Lage der Weber im Gebirge.

In diesen Thälern des angestrengtesten Fleißes herrschte noch im Anfange dieses Jahrhunderts Glück und Wohlstand. Reiche Kaufleute wohnten in allen den kleinen Städten in der Nähe der Weberdörfer, die ihren Reichthum der redlichen Speculation verdankten. Wo sind sie geblieben? Man sieht jetzt noch ihre verfallenen Paläste wie gespenstisch in dieses Elend hineinschauen; diese dienen

jetzt den Eulen und Spinnen zum Aufenthalt. — Mit Lumpen sind die zerbrochenen Fensterscheiben verstopft und hungernde, obdachlose Menschen, die sich hier, in den einst so reich ausgestatteten Weinkellern und einstigen Prunkgemächern eingenistet haben, finden jetzt dort kaum Schutz gegen den Regen, noch weniger gegen Wind und Kälte, Hagel und Schnee — Ratten und Mäuse. — Jetzt haben sich wenige reiche Handelshäuser und Fabrikanten und zahllose Mäkler zu Herrn und Gebietern des traurigen Geschäfts gemacht, einen versunkenen Gewerbszweig noch dadurch zu halten, daß dem Armen der Ertrag seines Fleißes nur kümmerlich bezahlt wird.

Die Meisten dieser Arbeiter wohnen in Hütten, die eben so baufällig sind, wie jene verfallenen Paläste und noch dazu über den Werth mit Hypotheken und Grundzinsen belastet, die dem Eigenthümer das Glück, Hausbesitzer zu sein, in einen Fluch verwandeln.

Einst brachte die Ausfuhr der Arbeiten dieser Gebirgsbewohner viele Millionen ins Land. Nach Portugal, Spanien, Nord- und Südamerika gingen ihre Leinengewebe — der stolze Hidalge, wie der arme Negersclave, bekleideten sich mit deutschem Leinen dieser Gegend. Alle Hände waren fleißig und regsam, sie konnten die Bestellungen kaum beschaffen für die neun bis dreizehn Millionen Thaler, die ihre Arbeit alljährlich ins Land zog und die sich in tausend und abermals tausend Kanäle, bis in die

niedrigſte Hütte der Spinner und Weber vertheilte. Alle Geſichter waren heiter, alle Wangen von der Bergluft geröthet und Sonntags gab es in den Schenken Tanz und Luſt, nachdem man in den Kirchen dem Geber des Guten gedankt hatte für dieſen Segen der Arbeit.

Da kam Napoleon zur Weltherrſchaft. Seine Continentalſperre machte den Seehandel unmöglich. Auch Südamerika hatte ſich losgeriſſen vom Mutterlande, Frankreich, Spanien und Portugal hatten ihre Colonien verloren und waren ſelbſt von innern politiſchen Kämpfen zerriſſen. England, vom Continent ausgeſchloſſen, warf ſich mit der ganzen Macht ſeiner ungeheuren Induſtrie auf die Leinenfabrication. Spinnmaſchinen und Jaquardſche Webeſtühle und vollkommnere Appretur gaben bald der ſchottiſchen Leinewand den Vorzug im Welthandel, ſo überwiegend, daß noch heute deutſches Leinen weder im Ausland, noch ſelbſt hier in Deutſchland damit concurriren kann. Noch mehr: die wohlfeilere Baumwolle verdrängte bald die Leinengewebe aus den heißen Erdſtrichen, wie vom Feſtlande; durch Baumwolle wurden dieſe verfälſcht, und Spinnmaſchinen erſetzten eine Handarbeit, durch welche Weiber und Kinder der fleißigen Weber das Ihrige dazu beitragen konnten zum Erwerbe des Lebensunterhalts. Deutſchland ſelbſt war von jeher, von Weſtphalen aus, mit Leinewand verſehen. Dieſer Markt, dieſe Waare und deren Abſatz blieben dieſelben, während die

schlesischen und böhmischen Weber ihren Markt verloren hatten und ihre Kaufleute nur mit Schleuderpreisen sich zu helfen suchten, um den Schleuderpreisen des Auslandes zu begegnen.

Die Folge davon war, daß sie ihrerseits wieder nur immer geringere Preise an die Spinner und Weber zahlen konnten, und diese daher die Arbeit übereilten, die Waare schlechter machten und sich jeden kleinen Betrug erlaubten. Der große Fabrikant und Leinenhändler kaufte das Gewebe von den Arbeitern meistens im rohen Zustande. Er selbst ließ die Appretur und die Bleiche besorgen; aber um das Capital schneller umzusetzen, trat die s. g. Fixbleiche (mit Chlor ꝛc.) an die Stelle der Wiesenbleiche (mit Alkalien) und in oft ungeschickten Händen zerstörten die dazu angewendeten ätzenden Mittel die Leinewand so, daß sie nur durch Schlichte noch einigen Schein von Brauchbarkeit erhalten konnte. Man verpackte die schlechte Waare zwischen die gute und der Handel wurde unreell und sank damit immer mehr. — Das Handgespinnst selbst wurde durch die Bedrängniß der Spinner immer schlechter und unegaler. Anstatt das Gespinnst einer Hand in einen Strähn (Copp) zu bringen, damit die Güte gleich sei, wurden die Gespinnste aller Hände der Familie zusammen gehaspelt, um nur schnell Geld in die Hände der Hungernden zu erhalten. Auch wurde schlechter und unhaltbarer gesponnen. —

Die Weber litten wieder unter den schlechten Gespinnsten, die ihre Arbeit verzögerten, während der Lohn derselbe blieb. Mit Maschinengarn konnten sie leicht das Doppelte schaffen, und dieser Umstand trug ebenfalls bei, die Nachfrage nach dem Handgespinnst zu vermindern, und so stieg die Noth der Weber mit der der Spinner in einer Schauder erregenden Progression, indem stets die Wirkung der sinkenden Preise wieder die Ursache von einem noch tieferen Sinken derselben wurde und die Nahrungslosigkeit in ihren Folgen eine immer noch tiefere Erwerbslosigkeit erzeugte.

Diese Noth traf vorzüglich die Leinen-Weber, Spinner und Bleicher, weniger die Baumwollen-Weber, die wieder in andern Gebirgsdörfern sich angesiedelt hatten. — Bei den Letztern wirkten andere Ursachen, um ihnen Noth zu bereiten. Sie erhielten ihr Garn von den Fabrikherren geliefert und arbeiteten auf Lohn und Rechnung. Hier waren es besonders viele entlassene Züchtlinge, oder andere leichtsinnige Menschen, die sich als Weber gesetzt hatten, ohne einmal rechtes Geschick dazu zu haben, und so kam es, daß Viele nur ein Geringes für ihre Arbeit erhielten, während Andere durch viele Kinder, die nicht mithelfen konnten etwas zu erwerben, durch Krankheiten oder schlechte Wirthschaft in Noth gerathen waren und nun vom Bäcker und Müller auf Credit ihre Nahrungsmittel nehmen mußten, wobei sie denn Alles

doppelt so theuer zu bezahlen hatten, damit der Ausfall von denen, die nichts zahlen konnten, durch die, welche ihre Schuld abverdienten, gedeckt würde. —

Noch weit ungünstiger war die Noth der Leinenweber — in andern Dörfern. —

In frühern Zeiten war jeder Weber Fabrikant, der den Flachs kaufte, oft selbst baute, durch Frau und Kinder verspinnen ließ, selbst wob und dann auf den Märkten an die Leinenhändler, deren immer mehrere einander überboten, sein Stück verkaufte.

Jetzt war es anders. Der geringe Spinne- und Webelohn hatte diese Unglücklichen längst in die Lage gesetzt, Alles, was sie brauchten, auf Borg oder Vorschuß nehmen zu müssen. Auf den geringen Kaufpreis lauerten schon zehn gierige Hände, der Bauer, der den Flachs geliefert, der Kaufmann, von dem Garn genommen war, der Müller, durch dessen Mehl die Familie erhalten und die Schlichte geliefert war und der Bäcker, der dem armen Weber in höchster Noth das Brod geborgt hatte. —

Jeder Groschen, jeder Pfennig, der weniger geboten wurde für ein Stück Arbeit, preßte den Armen Thränen aus, und hungernden Kindern den Schrei der Noth. Und wohl denen, die noch in die Hände menschenfreundlicher und wohlwollender Kaufherren fielen — und solche giebt es auch im Gebirge und in den Städten des angrenzenden flachen Landes — wenn sie auch nicht die

reichsten sind. Es gab auch wohlwollende und rechtliche Männer darunter, aber die Concurrenz zwang sie, mit dem Strome zu schwimmen.

Manche zeichneten die Stücke, um die sie ein Mal gehandelt hatten, aber das gezeichnete Stück Leinen kaufte so leicht kein Dritter. Andere wieder gaben den Arbeitern Vorschüsse in Geld oder Waare und hatten dann die ihnen zu stellenden Preise völlig in der Hand.

Wie dieses Unglück der Habsucht und Gewinnsucht über Tiefenau gekommen war, haben wir schon gesehen. Folgen wir jetzt der Rose des Gebirges in einige der Hütten des Jammers und der Noth — in alle ihr zu folgen, die sie an diesem Tage besuchte, würde zu weit ab vom Faden unserer Erzählung führen.

---

24. In den Hütten des Elends und in den Höhlen des Jammers.

Sie trat in die Hütte Nummer 15.

„Wie geht es, lieber Meister Hubrich?“

„Nun, nun — so, so,“ sprach der alte Freiwillige aus den Jahren 1813 bis 1815, strich sich den weißen Schnurrbart im faltenreichen, kummerbleichen Gesichte, und deutete auf die Kriegsdenkmünze, die er am verwitterten Bande im Knopfloch einer zerrissenen Jacke trug. — „Es ist Alles,“ sprach er, „was ich von Leben habe, und ehe ich diesen meinen Ehrenpreis verkaufe, wollte ich doch lieber mit Weib und Kindern am Hungertuche nagen und sterben.“ —

Sie saßen alle — Mann und Frau und eine Tochter an Spinnrädern und spannen auf Leben und Tod. Sie hatten keinen andern Erwerb diese armen Leute, und verstanden keine andere Arbeit.

„Nun, Ihr seid ja recht fleißig, Mutter,“ wendete sie sich zu der Frau; „es bringt aber wohl nicht viel in diesen schlimmen Zeiten.“

Die Frau zeigte ihren Arm, den sie einmal gebrochen hatte und der ihr schief angeheilt war; auch die rechte Hand, die einen steifen Zeigefinger hatte; dennoch spann sie mit Eifer, während sie bisweilen einer kleinen Wiege einen Stoß gab, so daß sie in schaukelnde Bewegung kam; darin lag ihr jüngstes Kind an den

Zähnen krank und wimmerte, und die schon fünfzehnjährige Tochter hatte in Hunger und Kummer nicht gedeihen können. Sie saß da noch unentwickelt, klein wie ein Kind und hatte einen blödsinnigen Blick; aber sie spann.

Der Mann hatte einen Stelzfuß — aber er spann. — Zwei andere Kinder krochen halb nackt am Boden herum, vor Schmuz kaum zu erkennen.

Auf die Frage, wie viel sie wohl verdienten? — rechnete die Frau und entgegnete: „Je nun, wenn wir Alle uns recht dranhalten, so bringen wir es wohl auf 1 Silbergroschen und 6 Pfennig täglich. Davon aber haben wir wöchentlich an Miethe 3 gGr. zu zahlen, indeß noch den Vortheil, uns am Ofen der Wirthin erwärmen und bei dem Leuchten ihres Kienspans spinnen zu können. Brod freilich können wir uns nur selten kaufen und Mehl zur Suppe gar nicht — aber Kartoffeln — Kartoffeln — auch wohl etwas Salz dazu.“

Rosa sagte ihnen Tröstliches, was ihr das Herz eingab und ließ Brod, Käse, Mehl und etwas Geld zurück und tausend Segenswünsche begleiteten sie vor die Thür.

Im Hause Nummer 81 traf sie den Häusler Gottlieb Lachmann, der 74 Jahre alt mit seiner Tochter dort allein wohnt. Die Stube war zur Hälfte ohne Dielen. Kartoffelschalen lagen dort, wie in einem Stall.

Der alte Mann war krank und zitterte und fror. — „Lieber Gott," sprach er, „ich bitte den Himmel täglich, daß er mich doch zu sich nehmen möge — ich kann nichts mehr verdienen, nicht ein Mal mehr einen Faden spinnen. Meine Tochter da ist 40 Jahre alt, auch kränklich und gebrechlich, wie Sie da sehen, und doch muß sie mich mit ernähren. Sie sitzt von früh bis spät am Webestuhl und verdient doch nicht mehr durch die Weberei, als einen Silbergroschen täglich. Dabei soll ich nun an das Dominium 4 Thlr. jährlich Grundzins zahlen, sechs Handdiensttage und monatlich 3 gGr. Haussteuer entrichten. Und wenn das Haus nur noch wetterfest wäre, aber in der Schlafkammer oben kann man sich vor Wind und Regen nicht bergen und auf der Treppe bin ich eingebrochen und leide noch in Folge dieses Falls an der offenen Wunde am Fuß." — Mit dem Worte: „Gotteslohn," empfing er eine Gabe.

Im Hause Nummer 77 traf Rosa ein herzzerreißendes Elend. Da saß die Wittwe Rosine Scholz mit ihren beiden Kindern. Aber die ältere, ein Mädchen von 22 Jahren, ist blödsinnig und auf beiden Beinen gelähmt. Die zweite Tochter 16 Jahre alt, arbeitet mit der Mutter am Webestuhl abwechselnd, denn Eine hat immer genug mit der Blödsinnigen zu thun, deren markerschütterndes Aufschreien kaum zu ertragen ist. Noch sitzt da eine blinde Schwägerin von 60 Jahren, die

immer über Hunger klagt, obgleich die Andern sich die Kartoffeln entziehen, um sie ihr zu geben, und eine zweite Schwägerin liegt schon seit fünfviertel Jahren völlig contract auf der Ofenbank und jammert über Reißen in den Gliedern. Alle diese armen Leute verlassen einander nicht in der Noth. — Als Rosa in tiefster Bewegung nach ihrem Erwerb fragte, gab sie zur Antwort: „Mit meiner Tochter abwechselnd am Webestuhl, bringen wir es höchstens auf monatlich 1 Thlr. 20 Sgr.. Dazu kommt noch die Unterstützung aus der Armencasse von 7 Sgr. 6 Pf. monatlich — mehr kann die Gemeinde, weiß Gott, nicht thun, denn es giebt hunderte von Häusern, in denen die Noth noch größer ist, als bei uns; davon aber müssen wir monatlich 2 gGr. Haussteuer an die herrschaftliche Casse geben und so bleibt uns fünf Personen nur 13 Sgr. wöchentlich zum Lebensunterhalt."

Welche Häuser — welche Hütten gab es hier? Der Häusler Gottlieb Lachmann im Häuschen Nummer 112 flicht Körbe zum Obstsammeln. Seine Frau und Töchter spinnen. Das Haus ist dem Einfallen nahe — hier und da sind die verschobenen Balken nur nothdürftig gestützt. Unter dem ganz durchlöcherten Schindeldache befindet sich das aus einigen immer feuchten Lumpen bestehende Lager in einer zerbrochenen Bettstelle. Es ist dem Regen und Schnee, Wind und Wetter preisgegeben und gegen Kälte nicht geschützt. — In der ungedielten

Stube läuft von den sich auflösenden Lehmwänden das Wasser herab. Mann gleitet aus auf dem dadurch schlüpfrig werdenden Fußboden und in der Mitte der Stube läuft das Wasser in eine mit großen Feldsteinen bedeckte Vertiefung ab, aus welcher zur Regenzeit an 15 Kannen Wasser täglich geschöpft werden müssen. Und in diesem elenden Aufenthalt verdienen der Mann, die Frau und die Tochter mit allem Fleiß nicht mehr als täglich 2 Sgr. 6 Pf. und davon soll er zahlen jährlich, an Gemeindeabgaben 6 gGr., Hausteuer 1 Thlr., Grundzins an die Herrschaft 3 Thlr. — Woher sollte Zeit und Geld kommen, um das Haus zu repariren? —

In den meisten Häusern herrscht noch ein anderer Uebelstand. Die Wohnstube enthält zugleich die Küche und die Schlafstellen. Während im Kamin derb gefeuert wird, um Kartoffeln zu kochen, füllt der Rauch das längst geschwärzte Gemach und bedrohet die Schlafenden mit dem Erstickungstode. So war es unter Andern bei dem Häusler David Frommelt, der verheirathet ist und neun Kinder hat; das eine Kind, vier Jahre alt, ist contract und hat das Lager noch nicht verlassen; das jüngste, ein Jahr alt, liegt noch an der vertrockneten Mutterbrust ohne Nahrung und ist ebenfalls rhachitisch. — Die Frau hat ihre Noth mit den Kindern, aber sie spinnt was sie kann und bringt dadurch wohl ihren täglichen Erwerb auf 1 Sgr. 6 Pf. Der Mann arbeitet im Sommer

als Tagelöhner und verdient wohl einen Thaler wöchentlich. Aber im Winter, wo es für ihn nichts zu verdienen giebt, ist die Noth um so größer. Da kehren Mangel, Hunger und Krankheit hier ein. Und davon sollen jährlich 4 Thlr. grundherrliche Abgaben, 1 Thlr. Haussteuer, 1 Thlr. 5 Sgr. Schulgeld und die Zinsen einer Hypothekenschuld von 35 Thr. Capital zu 5 Procent aufgebracht werden — und dieser Mann gilt noch als wohlhabend im Dorfe. —

Da in Nummer 24, bei dem Häusler Elger, fand Rosa den Mann am Webestuhl, die Frau seit acht Jahren krumm im Bette liegend und ein zwölfjähriges, kränkliches Mädchen mit der Pflege der Mutter beschäftigt.

In Nummer 13 sah Rosa zwei Familien von 13 Köpfen in einer Stube zusammengedrängt. Die Luft war in dem engen und niedrigen Zimmer zum Ersticken; es roch da nach saurer Schlichte und Ausdünstungen; vier Webestühle und so viele Menschen waren im heißen, feuchten Raum an einander gedrängt und dabei klagten sie alle über Kälte — sie hatten das Fieber.

Doch, wir wollen unsern Lesern nicht zumuthen, mit Rosa in alle diese Hütten des Elends zu dringen. Da — hatte der Hunger die Kinder verleitet die gegohrene, sauere Schlichte (den Kleister, womit die Webe gesteift wird) zu essen und sie waren krank geworden und krümmten sich die armen Würmer — da lagen sie

nackt am Boden oder auf dem Lager von Lumpen — fast überall war es eine feuchte, dumpfe, säuerlich riechende Atmosphäre in diesen Höhlen des Jammers, denn Fieber, Verkrümmungen, Bleichsucht und rhachitische Kinder des Blödsinns und der Schwäche waren das Erbtheil, das eine Generation der andern überlieferte. —

Wird die Noth zu groß und zu lange dauernd, so macht sie auch hartherzig und eigennützig. —

In jenem Hause prügelt der Mann seine Frau, um vom Schwiegervater noch den letzten Groschen zu erpressen; da wieder wohnen und leben Mann und Frau zusammen, aber jedes hat seine besondere Wirthschaft, selbst in zahlreichen Familien verzehrt ein Jeder, Eltern und Kinder, was sie verdienen oder erbetteln. Die Tochter sieht ihre Mutter hungern, indem sie ihr Brod ißt — der Vater seine Kinder, indem er die letzte Kartoffel verzehrt, schickt er sie betteln, wenn sie weinen — betteln in eine Gemeinde, die fast selbst nur aus Bettlern besteht.

Alles moralische Gefühl ist längst bei solchen Unglücklichen abgestorben; die Kirchenglocken hören sie lauten, aber es fehlt ihnen an Kleidern, hineinzugehen ins Gotteshaus. Gegen die Leiden des Lebens sind sie abgestumpft durch lange Gewohnheit, die Freuden desselben haben sie seit ihrer Geburt nie gekannt. Sie würden sich selbst umbringen — sie würden stehlen, rauben,

morden, fehlte es diesen, nur noch in Haut und Knochen hängenden, kaum noch Menschen zu nennenden Wesen nicht an jener Thatkraft, die selbst zum Verbrechen gehört. —

Nur noch das letzte Bild sei vergönnt aufzurollen, ehe wir unsre Leser in die Prunkgemächer des Reichthums führen.

Es war das letzte Haus im Dorfe, aus welchem ein Jammergeschrei ertönte, das Rosa bewog einzutreten, obgleich ihre Gaben bereits erschöpft waren. Da, in dem Hause Nummer 195, wohnten in einer Stube zwei Weberfamilien — der Häusler Loder mit einer Frau und vier Kindern; das jüngste, drei Wochen alt, liegt, in wenige Lumpen gehüllt, im kleinen Waschgefäß am heißen Ofen, der in diesen Gebirgsgegenden oft auch im Sommer geheizt wird; um Platz für den Spuler zu gewinnen, hatte man das Kind dahin betten müssen, wo es dem Verbrennen eben so nahe war, als dem Ersticken im Rauch. Die Kinder schlafen dort nackt auf den nackten Dielen; in derselben Stube wohnt und schläft der verheirathete Inlinger Badermann; die Bettstelle des Letztern und die der Loderschen Eheleute stehen nur wenige Fuß von einander entfernt. Die Frau des Badermann ist 60 Jahre alt, vom Schlagfluß gelähmt, blind und epileptisch; der Mann aber theilt mit ihr sein Lager, weil er kein anderes hat — dicht daneben im andern Bett wird die Frau des Loder entbunden —

man denke sich dieses Wochenbett, neben der epileptischen Nachbarin und dem über diese Störung fluchenden Nachbar.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, mit welchen Gefühlen Rosa der Residenz des Millionairs zueilte. Sie hatte dessen Gaben vertheilt, ohne es zu wissen, daß die Geschenke der Frau Werner von ihm kamen und der Geber erntete davon keinen Segen, weil er nur mit der Hand, nicht mit dem Herzen gegeben hatte.

---

25. Bal champêtre.

Der Geheimerath Walther war schon längst unterrichtet von dem Vorhaben der Weber im Gebirge. Dem Reichen fehlt es nie an Spionen und Anbringern, selbst unter den armen Leuten, die für dreißig Silberlinge ihren Heiland verrathen würden, um wie viel mehr ihre Leidensgenossen. —

Auch hatte er erfahren, daß zuvor ein schönes Mädchen aus dem Tiefenauer Thale zu ihm kommen werde, um von ihm eine Erhöhung der Löhne zu erschmeicheln und der reiche Kauf- und Fabrikherr lächelte darüber seltsam. — Nach seiner laxen Moral, seiner Art die Sache anzusehen, erkannte er darin nichts weiter, als einen Versuch, durch eine schöne Weberdirne auf seine Sinnlich-

keit einzuwirken und da er in dieser Beziehung seine Nachgiebigkeit fürchtete, so beauftragte er seinen alten Factor, die Schöne gebührend abzufertigen, indem er selbst sich von ihr nicht ansprechen lassen würde.

Er bedachte nicht, daß er damit gleichsam den Bock zum Gärtner gesetzt hatte; denn Herr Meißner war ein Näscher im Stillen, der mit großer Vorsicht einige Verbindungen unter den hübschen jungen Mädchen an der Spinnmaschine unterhielt, die für ein Küßchen unter vier Augen große Begünstigungen bei der Arbeit oder in Hinsicht des Lohnes erhalten konnten — vorausgesetzt, daß sie reinen Mund hielten und schwiegen. Bei dem Allen war der alte Schmecker geizig, wie ein Filz und das Mädchen sollte noch geboren werden, das irgend ein Geschenk von ihm aufzuweisen gehabt hätte.

Uebrigens war der Geheime Finanzrath wohlgerüstet für den Empfang der unruhigen Weber. Auf seine Veranlassung war im Geheim aus dem nächsten Garnisonstädtchen ein kleines Detachement, von 14 Mann, mit scharfen Patronen, in der vergangenen Nacht bei ihm eingerückt, wo sie im Souterrain des Herrnhauses untergebracht waren und gut verpflegt wurden, ohne daß sonst Jemand, als die Wirthschafterin und der Verwalter, darum wußte. Zwei Gensdarmen von der nächsten Station waren ebenfalls eingerückt. Man hielt diese kleine Macht für mehr als hinreichend, um das Gesindel aus den Bergen

zurück zu treiben, zumal man wußte, daß diese ohne Waffen, nur ihre Handstöcke tragend, einrücken würden.

Man hätte den ganzen Aufstand vermeiden können, wenn diese Mannschaft sich offen aufgestellt hätte; aber der Fabrikherr wünschte einen Angriff, in der zuversichtlichen Erwartung eines leichten Sieges, der mit einem Schlage, wie er wähnte, das ganze Gebirge beruhigen solle. — Und seine Eitelkeit forderte, daß er Zeugen dieses Sieges habe aus den höheren Kreisen der Gesellschaft und deshalb trieb er den Hohn so weit, allen Glanz des Reichthums zu entfalten vor denen, die des Lebens Nothdurft entbehrten. Es sollten die Hungernden mit dem Duft eines luculliſchen Mahls, von dem auch nicht ein Brodkrümchen für sie abfallen würde, empfangen werden.

Vor einem offenen Salon, im Park des reichen Herrn war der Tanzplatz vorgerichtet. Hohe Kastanienbäume, mit ihren fächerartigen Blättern und weißen Blüthendolden, beschatteten den ovalen Platz, welcher mit einem gedielten Fußboden belegt war.

Rothe Draperien mit Goldfranzen und durch goldene Schnüren und Quasten an vergoldeten Thyrsusstäben aufgezogen, umgaben unter den Bäumen den Platz. Durch Orangerie und zierliche Topfgewächse waren Nischen gebildet, welche in gewissen Zwischenräumen jene prachtvolle Umhegung unterbrachen. In der Mitte dieser Nischen stand eine Statue aus weißem karrari-

schem Marmor, auf einem Postament von demselben kostbaren Material. Diese Nischen bildeten zugleich oben offene Lauben, in welchen halb runde, üppig gepolsterte Divans auf erhöhten Estraden zur Ruhe nach dem Tanze einluden. Die Eingänge zu diesen Lauben waren mit einem Portal von Goldbronce bekleidet und marmorne Hermenbüsten, auf ihren nach unten zu sich verjüngenden Fußgestellen, standen vor den Pfeilern, welche diese Portale trugen. — Drei eben so reich geschmückte Alleen führten zu diesem Tanzplatze, in dessen Mitte aus einer weißen Marmorschale eine Fontaine aufstieg und angenehme Kühlung verbreitete. Vor der einen Allee war das Buffet, auf das reichste mit silbernen Prunkgefäßen besetzt; vor der zweiten Allee etwas zurück befand sich das zahlreiche Orchester, welches durch das Musikchor eines fünf Meilen entfernt in Garnison liegenden Infanterieregiments gebildet war. Und der Hauptallee gegenüber sah man durch die offenen Glasthüren eines prächtigen Orangeriehauses eine Tafel servirt für das déjeûner dinatoire. Diese Tafel, mit den kunstreichsten Geweben der armen Damastweber im Gebirge belegt, trug eine Menge silberner und vergoldeter Gefäße, gemalte und vergoldete Porzellanteller und Blumenvasen, mit den prächtigsten Bouquets der seltensten und kostbarsten Blumen geschmückt, und geschliffene Krystallgläser von der Klarheit der Diamanten. —

Ueberall in diesen so reich, als geschmackvoll decorirten Räumen war jetzt, gegen zwei Uhr Mittags, ein festliches Leben. Bei den Klängen einer volltönenden Musik bewegte sich der Tanz in den oft so wenig graciösen Formen des modernen Lebens. Officiere in knappen glänzenden Uniformen, und Civilisten, schwarz gekleidet, mit weißen Cravatten und Manschetten; überall Ordensdecorationen, die reichen Toiletten der Damen, ihre weiten rauschenden Ballkleider von den kostbarsten Stoffen, ihr Schmuck von Federn, Blumen und Diamanten — das Alles in gemessener Bewegung durcheinander gab ein Bild der vornehmsten und gewähltesten Gesellschaft. Aus einem Umkreise von zehn Meilen waren die höchsten Notabilitäten der Provinz, hohe Beamte, Militairpersonen und adlige Gutsbesitzer zusammengeladen und der Geheime Commerzienrath hatte Tact genug gehabt, diese Crême der Gesellschaft nicht durch Zuziehung von Kaufleuten, Fabrikanten und anderer bürgerlicher Standesgenossen ihres freigebigen Wirths zu verletzen.

Dessen Bewirthung, da sie als splendide und noble schon bekannt war, ließ man sich gefallen und nahm auch insofern von dem reichen Wirth einige Notiz, als man dessen Höflichkeit und Aufmerksamkeit mit einer kalten, freundlichen Artigkeit entgegennahm. Der Reichthum gilt in diesen Regionen als Adelsbrief, obgleich

sich der Geburtsadel immer noch bedeutend darüber erhaben fühlte. —

Dieses Andrängen des Reichthums an den Adel findet man häufig in der höhern Gesellschaft. — Bei Walther war es kluge Berechnung, sowohl der Speculation als einer ungemessenen Eitelkeit. — Es war das beste Mittel, selbst den Adelsbrief zu erlangen. Man empfiehlt solche Reiche, die einmal in die höhern Kreise eingedrungen sind, sehr gern zum Nobilitiren, um nicht sich gestehen zu müssen, daß man in unpassender Gesellschaft sich befunden habe. —

---

26. Begeisterung.

Bei dem Ausgange aus dem Dorfe Tiefenau hatte Fritz seine Rosa eingeholt. Er trug den Tannenzweig und die Schleife am Hute, woran sich die Weber erkennen wollten und war voll guten Muths. Rosa war tief und herzlich betrübt über das viele Elend, was sie gesehen hatte, und war zagend und voll Aengstlichkeit; Fritz aber erinnerte sie an die Jungfrau von Orleans, deren Geschichte sie aus Schiller's Drama kannten, welches sie oft bei dem trefflichen Pfarrer mit einander gelesen hatten. Und begeistert sprach Fritz die Worte:

„Es geschehen noch Wunder — eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlers Kühnheit diese Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen."

Und weiter:

„Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er sich
Verherrlichen, denn er ist der Allmächtige!“ —

Mit Wehmuth und Begeisterung ging Rosa auf diesen im Innersten ihres Gemüths Anklang findenden Ton ein und sprach schwärmerisch:

„Ihr Plätze aller meiner stillen Freuden,
Euch laß ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch ihr Lämmer auf der Heiden!
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar,
Denn eine andre Heerde muß ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.“

„Aber wir werden ja Schauspieler!“ lächelte Fritz, indem er stehen blieb und ihre beiden Hände mit den seinigen ergriff, „in dem Augenblick, wo uns die Wahrheit einer furchtbaren Noth des Lebens ergriffen hat.“ —

„O mein Fritz,“ entgegnete Rosa, indem sie den liebenden Jüngling anstrahlte mit dem milden Glanz ihrer schönen Augen, „nimm mir meine Poesien nicht. — Was wäre ich ohne Begeisterung unter diesen herzlosen Menschen:

„Unter Larven die einzige fühlende Brust!“ —

„Gott aber wohnt in den Herzen guter Menschen und redet durch die Stimme des Herzens und diese hat mich gesandt, daß ich es versuche, durch die rührende Klage eines armen Mädchens diese erbarmungslosen Reichen zu rühren, und so entlaß mich denn getrost, denn Gott ist auf diesem Wege mit mir." —

„Wahrlich, Gott ist mit Dir!" rief Fritz aus, indem er sie betrachtete mit den Blicken des Entzückens, „denn Du bist ein Engel auf Erden und der himmlische Strahl Deiner Augen würde Eisberge schmelzen und Tieger und Hyänen bezähmen." —

Diese Scene eines poetischen Aufschwunges war bei diesen einfachen Naturkindern, die jedoch nicht ohne Bildung waren, ein reiner Erguß der Menschenliebe, die in liebenden jugendlichen Herzen noch weit begeisterter aufflammt, als in denen gereifter und besonnener Menschenfreunde. —

Fritz blieb am Eingange von Bleichenau zurück, wo sich schon viele Weber aus Tiefenau versammelt hatten und Rosa ging ihrem höhern Berufe nach und betrat den Schloßplatz des Herrnhofes.

---

27. Die Reine unter den Unreinen.

Dort hielten eine Menge glänzender Equipagen, Livreebedienten und Leibjäger in ihren mit Gold und

Silber galonnirten Röcken, die Jäger mit wallenden Federbüschen und breiten Bandelieren von Sammt, mit Gold und Silbertressen, standen müßig vor den Eingängen, durch welche Rosa das Innere des Schlosses betreten mußte, um nach dem Herrn zu fragen.

Es läßt sich denken, wie in dem Augenblicke ihres Erscheinens Aller Blicke sich nach dem schönen Landmädchen hinwendeten. —

„He da, Kleine! — wohin so eilig?" rief ein langer Lakei mit einer rosenfarbenen Livree und weißer Perücke, indem er sie zu haschen suchte. —

„Weiß ist schön, — ich muß sie küssen,
Mond, verstecke dich dazu."

sang ein lustiger Mohr in gelber, mit Silber besetzter Livree, indem er die Ausweichende in seinen Armen auffangen wollte.

„Laß Dich vom Teufel nicht blenden, schöne Maid," rief ein Livreejäger und schlug an den Griff seines Hirschfängers; „sieh hier deinen Ritter und Retter." —

Und damit stieß er unter dem wiehernden Lachen der Uebrigen den Neger zurück und haschte die Hand des auch ihm ausweichenden jungen Mädchens. —

„Jetzt habe ich Dich, Du reizendes Bergkind," rief er jubelnd, „nun wird mein Schnurrbart Deinen schönen Rosenmund bürsten; — paß auf ....

Rosa war so voll Schreck und Angst außer sich,

daß sie keines Wortes mächtig war; sie rang nur noch mit unbeschreiblicher Anstrengung gegen die Kraft des Riesen, der ihre Hand so fest hielt, daß sie fast aus den Gelenken gedreht worden wäre. —

„Laßt sie los, Ungeheuer!" schrie die rothe Liese dazwischen. „So helft doch, Leute! — Ihr seht ja, der Hundesohn zerbricht diese Rose des Thals!" —

Je mehr sie schalt und zankte, und Rosa rang, sich zu befreien, um so größer wurde die Lust und das Lachen.

„Na, Kleine, sperre Dich nicht, meine Rappen werden sonst wild," rief ein bärtiger Kutscher von der Höhe seines Bockes herab und hieb auf die muthigen Rosse, die nicht länger mehr stehen wollten; „Zoll muß gegeben werden an der Grenze vom Bettel zum Reichthum; — mit anderthalb tausend Küssen kommst Du los, wenn Du Jedem so viel giebst, als er haben möchte." —

„Blitz, Kamerad!" rief ein baumlanger, gelbhäutiger Lakei, „reelle Absichten gehen alle Mal vor — und ich heirathe, hol mich der Geier, das Mädchen, — Notabene, wenn erst meine Alte, die in den letzten Zügen liegt, abgefahren sein wird. — Der erste Kuß also gehört dem Bräutigam." Und nun umschlang er von der andern Seite das zum Tode geängstigte zarte Mädchen, das nun mit Zweien dieser frechen Diener zu

ringen hatte. Da plötzlich kam Hülfe in der Noth! — Die rothe Liese hatte unbemerkt einen großen Stallbesen herbeigeholt und in den schwarzen Moder eines Rinnsteins getaucht und schlug nun damit scheltend und polternd auf die Köpfe der Angreifer, daß diese über und über beschmuzt auseinanderstoben und von ihren Kameraden noch ausgelacht wurden.

---

28. Eine Ballscene.

Rosa war durch eine Seitenthüre, die sie offen bemerkt hatte, in den Garten entflohen und kam dadurch ihrem Ziele näher, als auf dem geraden Wege ins Schloß möglich gewesen wäre. Die rothe Liese folgte ihr, nachdem sie einige Püffe empfangen, mit dem Besen aber sich tapfer gewehrt hatte.

Da ertönten von fernher die Strauß'schen und Lannerschen Walzer, mit ihren Paukenschlägen, Trompeten und gellenden Pfeifen. —

„Dort werden sie sein," sprach Rosa, „diese reichen Pharisäer, die da schwelgen und prassen vom Blut und Schweiße des Armen. Mitten unter sie will ich treten und ihnen das Gewissen rühren; denn das ist meine Sendung von Gott." —

Und unbemerkt, auf den Schlangenwegen des Gartens im Bosket kamen sie näher, und standen am

Ende mit vielen andern Landleuten versteckt im Gebüsch und erblickten nun den Glanz des Reichthums in seiner prächtigsten Entfaltung. —

Eine Schnur jener Perlen, ein Steinchen aus dem Collier jener Dame hätte Hunderte armer Weberfamilien aus ihrer Noth retten können.

Dieser Contrast von arm und reich machte auf Rosa einen mächtigen Eindruck.

In diesem Augenblick schwieg die Musik. Die echauffirten Tänzerinnen eilten, ihre orientalischen Shawls umzuhängen und galante Cavaliere waren ihnen dabei behülflich. — Der Haushofmeister, mit der Serviette über dem Arm, meldete, daß servirt sei und der geheime Commerzienrath näherte sich einer Dame von hohem Wuchs und majestätischer Haltung, die über einer Robe von weißem brochirtem Atlas einen Ueberwurf von Silbergace trug. Ihre Gesichtszüge waren regelmäßig schön, aber sehr scharf ausgeprägt, — die vierzig Jahre, welche ein indiscreter Taufschein verrathen haben würde, verbarg das zart aufgelegte Weiß und Roth und ein bedeutendes Embonpoint gab der Dame einen imposanten Umfang. —

„Meine gnädigste Gräfin," sprach zu ihr der Geheimerath, indem er ihr den Arm bot, „darf ich so glücklich sein, die Königin des heutigen Festes zur Tafel zu führen?"

Dieses etwas ungeschickte und fast spießbürgerliche Compliment erweckte ein leichtes moquantes Lächeln auf den schönen Lippen der Gräfin und noch weniger Mühe gaben sich die Umstehenden, ein Lächeln zu unterdrücken. —

„Das ist da der Herr," flüsterte die rothe Liese dem jungen Mädchen zu, indem sie auf den galanten Festgeber deutete. — Rosa fühlte sich von einer unnennbaren Bewegung ergriffen — war es Abscheu, war es Furcht, oder eine Stimme der Natur in ihrem Herzen, die für ihn sprach? — genug das Bild und der Eindruck war ein anderer, als sie sich vorher gedacht hatte, und verwirrt dadurch und unentschlossen blieb sie einige Augenblicke stehen.

Sie hörte oder beachtete nicht ein in ihrer Nähe halb leise geführtes Gespräch, das gleichwohl eine Thatsache berührte, die ihr hätte nicht gleichgültig sein können, wenn sie alle ihre Lebensverhältnisse gekannt hätte.

„Ich wette, Gnädigste," sprach ein Herr im blauen Frack mit dem Kammerherrnschlüssel am Rock, „trotz der scandalösen Mesaillance, aus der Partie mit der Gräfin von Geyer und diesem Millionair wird etwas."

„Mit einer Million mesaillirt man sich niemals; — indeß der Stolz der Gräfin" —

„Dagegen ihre Schulden . . ."

„Ihre Passion für Repräsentation —"

„Dagegen ihre Passion für das Spiel . . . ."

„Ihre Hofcharge als Ehrendame . . .“

„Dagegen ihre Söhne, die Gardelieutenants, die bis über beide Ohren in den Schuldbüchern der Mannichäer stecken, die bevorstehende Sequestration ihrer Güter — die neuliche Beschlagnahme ihrer Equipage, die so viel Sensation machte — mit einem Wort, sie steht auf dem Punkte, zu rufen: la bourse ou la vie! — —“

„Ha! nun erkläre ich mir Alles! — daher die Schritte, den Goldfisch zu baronisiren. — Man flüstert, das Adelsdiplom sei bereits ausgefertigt, — und wer weiß, was heute noch geschieht — wozu diese Fête? — ich wette, die beiden Hauptfiguren des zu spielenden Drama sind bereits d'accord.“ —

„Nous verrons! — Still — da kommen sie!“

In diesem Augenblick hatte sich Rosa ermuthigt, indem sie die Worte des Dichters wiederholte:

„So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen!“

und sie trat vor, mit dem gebrandmarkten Gewebe ihres Pflegevaters in der Hand.

Die Schönheit des so einfach und reinlich gekleideten Landmädchens, das so überraschend und plötzlich aus dem Blüthengebüsch hervortrat, erregte ein Gemurmel des Beifalls in der vornehmen Gesellschaft. Selbst der Geheimerath konnte sich eines Eindrucks von Wohl-

wollen nicht erwehren, der sich in der, im gütigen Tone ausgesprochenen Frage aussprach: „Was willst Du, Kind? — geh' aus dem Wege; hier ist nicht der Ort, Geschäfte zu machen."

„Geschäfte zu machen," sprach die Gräfin mit spöttisch aufgeworfenen Lippen, und leise fügte sie hinzu: „sollte ich jemals Ihren Wünschen Gehör geben, lieber Geheimerath, so werden Sie begreifen, daß man durch solche Trivialitäten, die an Krämergeist erinnern, meine Sentiments nicht verletzen darf." —

„Auf Ehre, liebe Gräfin, ich befasse mich nie mit solchen Details; das ist Sache der Mäkler und meines Factors; — geh, geh, Kleine aufs Comptoir — oder wenn das heute geschlossen ist, komm morgen wieder." —

„Gestrenger Herr! ...." nahm Rosa das Wort, indem sie sich den beiden Fortschreitenden gerade in den Weg stellte. —

„Impertinente Creatur!" murmelte die Gräfin.

„Fort, fort!" sprach der Geheimerath heftiger, „oder ich lasse Dich durch die Bedienten hinauswerfen." —

„Gestrenger Herr!" rief Rosa, mit aufflammender Begeisterung, „ich stehe jetzt hier im Namen des ewigen, allbarmherzigen Gottes! — ich komme aus dem Gebirge, aus den Hütten des Elends, aus den Jammerhöhlen der Hungersnoth und hier sehe ich Ueppigkeit und Schwelgerei — und was dem fleißigen Arbeiter bei Pfennigen

und Groschen abgepreßt ist, das wird hier in Summen vergeudet, die ein ganzes Dorf glücklich machen könnten."

„Schweig, — fort, — aus dem Wege!"

„Ich weiche nicht, denn ich stehe hier im Namen Gottes; ich rede nicht für mich, sondern für tausend Arme, denen man den Lohn herabgesetzt, das Brod vom Munde genommen, die Thräne des Hungers und der Verzweiflung ausgepreßt hat — um sie in Champagner zu vertrinken." —

Der Geheimerath Walther fing an betroffen und verwirrt zu werden. Er sah sich ringsum nach Hülfe; die Gräfin aber, eifersüchtig auf die Schönheit des jungen Mädchens, spöttelte: „Der Herr Geheimerath scheinen ein Faible für hübsche Landmädchen zu haben — nun wohl — dann werde ich schon einen anderen Führer finden; — ah voilà! — lieber Major, erlauben Sie mir Ihren Arm," damit zog sie den ihrigen aus dem des Geheimeraths und hing sich mit einer scherzhaft sein sollenden Vertraulichkeit an den Arm eines schönen, schnurrbärtigen Husarenofficiers, der ihr mit einer leichten Galanterie seinen Arm bot. —

Betroffen und aufgebracht darüber rief der Geheimerath dem, aus einem Seitengange eben herankommenden Factor zu: „Aber, Meißner, warum lassen Sie die Eingänge zum Garten nicht besser bewachen — daß solches Gesindel hereinkommt. — Befreien Sie mich

davon augenblicklich! — Geh, mein Kind, geh — der Factor wird Dir Alles verwilligen, was Du wünschest. — Meißner, geben Sie für das Gewebe, was sie fordert — man muß gegen das arme Volk nicht knauserig sein.“ —

„Helfe Gott in Gnaden, daß es so werde,“ rief Rosa, „dann genehmigen Sie noch zwei Forderungen, gestrenger Herr: erhöhen Sie wieder die Webelöhne auf das Frühere und entlassen Sie diesen Blutsauger des Volks!“ —

„Wart' — Du hübsche Canaille!“ grollte Dieser zwischen den Zähnen, „das soll Dir angeschrieben werden.“ —

Während der Factor sie am Arme ergriff, um sie fortzuziehen, schob der Geheimerath das arme Kind vornehmstolz zur Seite. —

„Gestrenger Herr!“ rief sie ihm nach, „die Bitten der Schwachen habt Ihr nicht erhört, aber es werden die Starken kommen, deren Bitten werdet Ihr nicht unerhört lassen können, so Euch Euer Leben lieb ist und Euer Gut. Deshalb beschwöre ich Euch, gebt der Milde Gehör, damit nicht das Blutgericht des Herrn Euch verderbe mit des Zornes Gewalt. — O möge es nicht über Euch kommen!“ rief sie begeistert, „was einst der Herr sprach wider Edom: Dein Trotz und deines Herzens Hochmuth hat dich betrogen, weil du in Felsen-

klüften wohnest und hohe Gebirge inne hast. Wenn du denn gleich dein Nest so hoch machest, als der Adler, dennoch will ich dich von dannen herunterstürzen, spricht der Herr!"

Mit diesem Ausruf einer im höchsten Grade exaltirten Stimmung war aber auch ihre Kraft und ihr Muth gebrochen und willenlos, wie ein Kind, ließ sie sich führen, wohin man wollte.

---

29. Der alte Faun.

Und der Factor führte sie vor allen Leuten nach dem Comptoir, auf welchem an diesem Tage keine Geschäfte waren.

„Kommen Sie nur, Jungfer," sprach er laut, so daß es Viele hörten, „der Herr Geheimerath sind den armen Webern immer ein gnädiger Herr gewesen, — heute besonders haben sie befohlen, die höchsten Preise zu zahlen, und Ihr werde ich zahlen für diese Webe noch drei Mal so viel, als sie werth ist." —

Rosa allein hörte oder achtete nicht auf diese Rede. Andere Gedanken rollten wie ein Mühlrad in ihrem Kopfe herum, und darüber dachte sie gar nichts. Die rothe Liese, die ihr gefolgt war, drängte sich an ihre Seite und flüsterte ihr zu: „Geh nicht mit ihm, Rose, — es ist der Schinder, der den armen Leuten das Fell

über die Ohren zieht!" aber Rosa hatte keine Kraft mehr, nur einen Gedanken an Widerstand zu fassen. Sie hatte ihre Mission erfüllt und nun war sie wie ein Bogen, der gebrochen war durch die Anspannung. —

Mit blinzelnden Augen betrachtete von Zeit zu Zeit der Factor Meißner dieses von Entsetzen blasse, so bildschöne und willenlose junge Mädchen. Der alte Faun sah sie schon an als sein Opfer. — Wie ein Geier die Taube, so hielt er sie fest, indem er mit seinen langen magern Fingern das Handgelenk ihrer kleinen Hand umspannt hielt und sie daran fortzog. — Durch die lange Reihe der Comptoirzimmer führte er sie fort, bis in das letzte Cabinet des Herrn, wo sonst nur Grafen und Barone eintreten durften, die bedeutende Geldgeschäfte mit dem Herrn abzumachen hatten. — Unbemerkt schob er den Riegel vor hinter dem Rücken des Mädchens, das kein Wort sagte, aber in diesem Augenblick allein mit dem Ungeheuer, das sie haßt als den Urheber aller Qualen ihrer Eltern und der noch ärmern Weber, fühlte sie sich so verlassen und verloren, daß sie heftig zu weinen begann, in einer Anwandlung von Ohnmacht das Stück Leinewand fallen ließ und sicher zu Boden gesunken wäre, hätte Herr Meißner sie nicht aufgefangen und auf das Sopha geführt.

Zum ersten Male in seinem langen Leben hatte der sonst herzlose Mann einem so im Innersten bewegten

weiblichen Wesen gegenüber gestanden. Er kam sich selbst vor, wie ein Sünder, den ein Engel vor dem Weltgericht angeklagt hatte; nicht sowohl, was er bis jetzt gethan hatte, als was er beabsichtigte, beunruhigte ihn. Er zitterte heftig.

„Mäuschen, Püppchen!“ sprach er süßlich schmeichelnd und setzte sich an ihre Seite; „beruhige Dich doch — es geschieht Dir ja nichts, ich bin ja Dein bester Freund — der es, weiß Gott, gut mit Dir meint — habe mich nur ein bischen lieb und ich zahle Dir mit Freuden zehn bis zwölf Thaler für die Webe aus der Casse meines Herrn; denn sieh', ich habe Vollmacht, Dir jede Forderung zu genehmigen.“

Das sprach er, indem er die halb Bewußtlose an sich drückte und ihre zarte Taille mit seinen langen, dünnen Armen umschlang und ihre blassen Wangen mit seinen kalten, dünnen Fingern streichelte — und als das fast ohnmächtige Mädchen heftig zitternd mit ihrem schönen Kopf an seine Brust sank, indem er sie an sich zog, da wähnte er, in der Verblendung einer entsetzlichen Leidenschaft, sie willige ein in den Sündenkauf, und schüttelte aus seiner Börse die harten Thaler aus auf ihren Schooß — und die arme Rosa wußte nichts davon — ohnmächtig sank sie zurück — hülflos, in der Gewalt eines Böswichts — und die Thaler rollten auf den Boden. —

„Küsse mich, Mäuschen,“ wisperte er und nahm

ihre Wangen zwischen beide Hände — ihre Augen waren geschlossen, sie athmete nicht mehr, schlaff hing jedes Glied an ihrem schönen Körper nieder. Schaudernd, als ob er eine Leiche berühre und doch lüstern, als sei es eine Lebende, betrachtete er das schöne wehrlose Wachsbild, dann seine eigne Frechheit ermuthigend, sprach er halb laut: „Siehst Du, kleine Spröde, wie nachgiebig Du geworden bist; wenn ich nun Deine Schwäche mißbrauchen wollte, so könnte ich — — — Dich küssen," setzte er langsam hinzu; „und warum nicht?" —

Schon spitzte er den Mund und näherte seine unsaubern Lippen den weißen Rosenknospen ihres kleinen Mundes — da wurde heftig an die Thür geklopft — und eine heischere Weiberstimme rief: „Rose, mach auf — Rose — Rose! — was hat der Menschenschinder vor mit Dir?" —

„Verdammte Störung!" grollte Meißner; und da von Außen offenbare Anstrengungen gemacht wurden, die Thür zu sprengen, so stand er auf und untersuchte die Stärke des Riegels, schob auch noch einen zweiten vor und verhielt sich ganz still. —

Da plötzlich schrie die Stimme auf: „Feuer — Feuer! — helft — rettet — es brennt!"

Das war zu viel — das ganze Comptoir mit allen Büchern und Papieren — ein Raub der Flammen —

Millionen ſtanden auf dem Spiele — und welche Verantwortlichkeit für ihn ſelbſt . . . . .

„Menſchinder! — mach' auf! ich habe Alles in Brand geſetzt!" ſchrie dieſelbe Stimme noch ein Mal. — Jetzt erinnerte er ſich des rothhaarigen Bettelweibes, welches Roſa die läſterlichen Reden zugeflüſtert, die er abſichtlich überhört hatte, um nur nicht aufgehalten zu werden in der Verfolgung ſeiner verruchten Abſichten — und der war es zuzutrauen, daß ſie aus Rache das Haus in Brand ſtecken könne. — So öffnete er denn entſetzt und voll Schrecken die Thür, nichts weniger erwartend, als ein Flammenmeer zu ſehen — die Furcht ließ ihn ſchon den Rauch riechen, er hörte ſchon das Kniſtern des Feuers, und zitterte ſo heftig, daß er bei dem Andrängen von Außen erſt nicht fertig werden konnte mit dem Wegſchieben der Riegel — endlich ſprang die Thür auf und er ſah nichts Feuriges, als das brandrothe Haar eines wüthenden Weibes und ihre rothen Augenränder, ihr Feuermahl auf der Wange und das rothe Kopftuch; und kaum hatte die Lieſe das junge Mädchen, das ſie abgöttiſch liebte und nur ihren Engel nannte, ſo bleich und leblos auf dem Sopha liegen geſehen, ſo ſchrie ſie den Elenden an, der erſchreckend vor dem Anblick einer ſolchen Megäre zurückwich:

„Schinder, Du haſt ſie gemordet! ſtirb unter meinen Händen!" —

Und mit scharfen Nägeln zerriß sie ihm das Gesicht und umkrallte seinen Hals. Sie war ein untersetztes und starkes Weib — er ein entnervter Schwächling von kleinlicher, magerer Gestalt. — Schon hatte sie ihn zu Boden geworfen und kniete auf seiner Brust und hätte ihn sicher erwürgt, wenn nicht auf den Feuerruf und das Klopfen einige Hausgenossen herbeigeeilt wären; unter diesen ein Gensdarme, der das wüthende Weib losriß von dem Gemißhandelten, aus dessen blutigen, zerrissenen Gesichtszügen man Mühe hatte, Herrn Meißner, den von Allen gefürchteten und gehaßten Factor zu erkennen.

Indeß hatte sich auch Rosa erholt. Sie saß da aufrecht und starrte in das Getümmel hinein, ohne zu wissen, wie ihr geschehen war und was der Tumult bedeute. —

Herr Meißner raffte sich auf vom Boden. Er blutete und seine entstellten Züge waren grinsend vor Rachsucht und innerer Bosheit, die er jedoch zu verbergen suchte. —

„Diese Weiber," sprach er zum Gensdarme, „sind Emissaire der Rebellen aus dem Gebirge, die bereits in der Heidschenke sich versammeln, um in der Nacht das Etablissement zu überfallen. Sie haben sich hier eingeschlichen, um zu spioniren, wo sich die Casse befindet; ich aber habe diese kleine Spitzbübin da auf der That ertappt, arretirt und hier im Cabinet eingeschlossen, da

hat sie jene Vagabundin da durch Feuerlärm befreien wollen, und hat mich angefallen wie ein toller Hund. — Ich requirire die Polizei, daß Beide augenblicklich verhaftet werden."

„Glaubt ihm nicht, Herr Polizei," schrie die rothe Liese, die mit herabgerissener Mütze und aufgelöseten Haaren einer Hexe ähnlicher sah, als einem menschlichen Wesen, „glaubt ihm nicht — dem Menschenschinder — er hat Schändliches beabsichtigt — fragt sie selbst, die Rose des Thals; durch seinen bösen Blick hat er sie ohnmächtig und wehrlos gemacht und ich allein habe es gehindert, daß dieses Osterlamm nicht in die Krallen des Teufels fiel!" —

„Sie hören es, meine Herren," sprach Meißner, der seine ganze Haltung wieder gewonnen hatte, zu den beiden Gensdarmen, die indeß herangetreten waren, „daß dieses Bettelweib Ausflüchte sucht, und zwar die unwahrscheinlichsten von allen, wogegen mein Alter und mein guter, unbefleckter Ruf mich schützen sollte." —

Rosa hatte jetzt sich völlig erholt und die Größe der Bosheit mehr geahnet als begriffen, sie deutete auf die Thaler, die am Boden lagen, und indem sie aufstand, sprach sie: „Dieses Sündengeld straft ihn Lügen. Um diesen Preis — verkaufe ich meine Leinewand nicht. — Ich gehe, aber es werden andere Fürsprecher für die Armen kommen, die man nicht so abfertigen wird, wie die arme Rose." —

Damit nahm sie ihre Leinewand auf und wollte sich entfernen. —

„Halt!" rief Meißner, „nehmt sie fest! Ihr hört es selbst, wie sie mit ihren Complicen droht. — Sie hafte für jede Unthat der Rebellen."

Beide wurden darauf verhaftet und in das gewöhnliche Gefängniß auf dem Schloßhofe geführt.

---

30. Die Tumultuanten.

In der Heidschenke aber wurde der Tumult immer größer. — Es sammelten sich Hunderte zu den Hunderten. Man trank viel Branntwein und erhitzte einander damit und mit heftigen Reden die Köpfe. Es wurde ein Lied gesungen mit hundert Versen, das nannten sie das Blutlied, das hatte nicht Einer gemacht, sondern Jeder, den der Geist trieb, machte aus dem Stegreif einen Vers dazu, dessen Endreim die ganze tobende Masse brüllend im Chor sang und dabei den Tact mit Stöcken und Fäusten auf der langen Wirthstafel schlug.

Die Gemäßigten, wozu Mathias und Fritz gehörten, hatten Mühe es durchzusetzen, daß die Menge nicht gleich mit Gewalt sich auf die Fabrikgebäude stürzte, sondern erst noch, wenigstens der Form nach, den früher verabredeten Weg einer Petition in Masse versuchten. —

Endlich gewann die Vernunft die Oberhand. —

„Erst bitten, dann schlagen, wenn Bitten nichts helfen,“ hieß es von Mund zu Mund. — Da Rosa nicht zurückkehrte, so wurden Meister Mathias und Fritz unruhig und beschleunigten den Aufbruch.

„Die Pfeifen beigesteckt, die Hüte abgenommen vor dem Herrn,“ hieß es, „und Meister Mathias soll der Sprecher sein, Fritz Walther die Bittschrift übergeben.“

So ordneten sich Alle zu sechs und zehn Mann hoch Arm in Arm, und der lange Zug bewegte sich dem Schloßthore zu. Einige murmelten wohl das Blutlied, aber je näher sie der Entscheidung ihres Geschicks kamen, um so stiller wurden sie.

Plötzlich kam eine Stockung in die Bewegung des langen Zuges. Von Glied zu Glied hieß es: „Sie haben das eiserne Gitterthor geschlossen und Soldaten mit Gewehr und Bajonet stehen dahinter.“ —

Schlagt sie todt, schlagt sie todt! diese Fürstenknechte, die den Reichen gegen die Armen beistehen,“ hieß es. Murrend verabredete die grollende Menge schon einen Sturmlauf gegen das Thor.

„Ob wir verhungern, oder erschossen werden,“ riefen sie einander zu, „das ist Alles gleich! Einen Tod nur kann der Mensch sterben! Drauf und dran, fallen Zehn oder Zwanzig, so gehen Hunderte und Tausende über ihre Leichen hinweg. — Werden uns doch nicht fürchten, wir 1200 vor dieser Handvoll Soldaten, die

nicht mehr Kugeln als fünfzehn auf ein Mal abschießen können; wir aber werfen tausend Steine auf ein Mal." —

So ging das Gerede bunt durcheinander. Viele zerstreuten sich auf der nahen Chaussee, wo ganze Schachtruthen von Feldsteinen lagen. Andere brachten Balken herbeigeschleppt, um das Gitterthor einzurennen. Indessen versuchten es Mathias, Fritz und Andere von den ältern und besonneren Meistern mit den Belagerten zu parlamentiren.

„Wir wollen ja nichts, Herr Officier, als dem gestrengen Herrn diese Bittschrift überreichen. — Bitten aber stehen jedem Nothleidenden frei; wir aber wollen nur bitten: unser täglich Brod gieb uns heute, und das ist eine Bitte aus dem Vaterunser, das jeder gute Christ dem lieben Gott vorbeten darf, warum nicht dem Herrn, der doch noch lange kein Gott ist." —

„Die Leineweber haben ihre andre Manier,
Sie rücken dem Herrn wohl bittend vor die Thür;
Doch wenn der Herr den Lohn nicht erhöhen thut,
So giebt es Brand und Mord und Blut, Blut, Blut!"

So sangen von hinten her einzelne Stimmen und Andere sangen im Ton heulender Hunde den schrecklichen Refrain mit Blut, Blut, Blut!

„Ihr seht selbst," sprach der Officier mit würdiger Ruhe, „daß das keine Manier ist zu bitten. Will aber eine Deputation von Euch, etwa drei oder fünf Mann,

dem Herrn Geheimerath Eure Bitten mit geziemender Bescheidenheit vortragen . . . ."

„Der Hunger," riefen Andre dazwischen, „bittet nicht bescheiden: gebt mir zu essen! sondern der hungernde Magen bellt!" —

„Genug, mit Rebellen unterhandelt man nicht. In Masse werdet Ihr nicht eingelassen. Werft Ihr den ersten Stein, so lasse ich scharf dazwischen schießen; damit Ihr seht, daß es Ernst ist, sollen die Soldaten in Eurer Gegenwart scharf laden."

Der Lieutenant ließ darauf vor den Augen der Weber scharfe Patronen vertheilen und die Gewehre laden.

Dieser Umstand machte die Belagernden stutzig. Nichts entmuthigt so, als eine lange währende, gedrückte Lage und Noth und Entbehrung. Selbst die friedliche Beschäftigung und die körperliche Schwäche, die aus dem Mangel hinreichender und gesunder Nahrung hervorgeht, trugen dazu bei, diese Weber muthlos zu machen. Nur durch Erregung heftiger Leidenschaften, durch einen, von der Verzweiflung gesteigerten Fanatismus kann solche Feigheit der Schwäche überwunden werden.

Murmelnd ging die Rede: „Sie haben scharf geladen!" durch die Glieder. Verlegen sah Einer den Andern an, als suche er Ermuthigung von seinem Nebenmann, und von denen, die vorn standen, zog sich Einer nach dem Andern zurück.

Da fragte Mathias einen von der Dienerschaft, den er jenseits des Gitterthores bemerkt hatte: „Aber wo ist denn der Herr — warum tritt er nicht hinter seine Soldaten und beruhigt uns durch ein Wort? — warum kommt er nicht, unsre Bittschrift wenigstens in Empfang zu nehmen, wenn er uns nicht verlassen will? — Es wäre wenigstens der Klugheit angemessen, an 1200 nothleidende Menschen nicht ohne einige Hoffnung zu entlassen. Die Großen der Erde sind ja sonst nicht karg mit halben Versprechungen und unbestimmten Zusicherungen — haben wir Jahre lang mit dem Hunger gelebt, so werden wir uns auch noch Mondenlang mit der Hoffnung hinhalten lassen. Vielleicht wird's dann besser. Kommt Zeit, kommt Rath, denken die großen Herren, warum vertröstet uns der Herr nicht wenigstens mit glatten Worten, die ja nicht viel kosten und doch so leicht das arme Volk täuschen und beruhigen. — He! wo ist Euer Herr?" —

„Der Herr Geheimerath haben große Gesellschaft im Orangeriesaale," entgegnete der Diener, „und haben nicht Zeit, jeden Bettler anzuhören." —

„Im Orangeriesaale?" murmelte Fritz den Zunächststehenden zu, „da wollen wir ihn schon finden — zieht Euch zurück. — Auf andern Wegen führe ich Euch zum Herrn."

Und sie zogen sich Alle zurück. Die Soldaten und

der Offiecier freuten sich, daß sie nicht genöthigt gewesen waren, Menschenblut zu vergießen. Die Gensdarmen zeichneten einige ihnen bekannte Namen der Rädelsführer in ihre Brieftaschen. Mathias und Fritz befanden sich darunter. Am nächsten Morgen, wenn noch Alles im tiefsten Schlummer lag, sollten sie verhaftet werden.

Aber es kam anders.

---

31. Das déjeûner dinatoire.

Der Orangeriesaal mit seinen Marmorsäulen und vergoldeten Stuckaturen war in eine nach dem Garten zu offene, mit Palmen, Lianen und Orangerie bekleidete Halle verwandelt. Hier waren, nach der neuen Mode chinesischer Gastmähler, eine Menge kleiner runder Tafeln aufgestellt, an welchen die glänzende Gesellschaft, weil es ein ländliches Fest sein sollte, nach Belieben und ohne Rangordnung gruppenweise Platz genommen hatte, nachdem Bouillon und Schildkrötensuppe aus silbernen Tassen und Madera und Tokayer aus kleinen vergoldeten Gläsern stehend getrunken war. Nach diesem wurde durch Austern, Caviar und pikante Pastetchen, mit englischen Mixed-picle-Saucen und Ragout fin en Coquille servirt, um den Appetit zu reizen für die folgenden Gänge, deren dampfende Schüsseln, mit silbernen

Glocken zugedeckt, im Buffetzimmer vorläufig aufgestellt waren.

Eine Menge reichgalonirter Bedienten, mit langen Schooßwesten und kurzen Sammthosen, trugen die Schüsseln von der entfernten Küche hierher, und von da auf die Tafel im Orangeriesaale und kühlten die Weine in silbernen Kübeln mit Eis. Andere löseten die Drahtbänder von den versilberten Hälsen der Champagnerflaschen und wieder Andere bedienten die Gäste ebenso geräuschlos als aufmerksam.

Das Regiments-Musikchor, das die Tafelmusik machte, war außerhalb des Saals zur Seite entfernt genug aufgestellt, um die ziemlich leise geführten Tischgespräche nicht zu unterbrechen.

Der Geheimerath saß neben der Gräfin und Beide schienen alle ihre Liebenswürdigkeit aufzubieten, um den unangenehmen Vorfall von vorhin in Vergessenheit zu bringen.

Bald dachte man auch an nichts weniger, als an die armen Weber im Gebirge. — Da erzählte ein alter pensionirter General einem blassen, spitznasigen Stiftsfräulein von der Belagerung von Colberg, wobei er gewesen und bezeichnete jede Bastion und jede Courtine mit Brodstücken; die feindlichen Linien aber ließ er in Gestalt der silbernen Messer und Gabeln anrücken. Und dort referirte ein dicker Gutsbesitzer einer nicht weniger

corpulenten Hofdame einen Grenz- und Jagdproceß mit den Bauern einer benachbarten Feldmark und verhandelte die Du- und Replik mit derselben Ausführlichkeit, wie die Klage und Gegenklage. — Einem Hofgerichtsrath, dem die tiefe Actenweisheit auf dem langen faltenreichen Gesichte zu lesen war, hielt die seit dreißig Jahren schon verwittwete Baronesse Schönfeld eine Vorlesung über die kleinen Tugenden und Capricen ihres allerliebsten Fripon, der nur Bisquit von dem Conditor Castellini und von den Rebhühnern, Schnepfen und Fasanen nur die Brust essen möge. —

Bald belebte der Champagner das Gespräch, so daß es sich schon mit lautern Stimmen von den nächsten Nachbarn auf das vis à vis, oder von einem Tische zum andern hinüberzog. Die Gegenstände der Unterhaltung wurden allgemeiner und weniger beobachtet; bei dem bald überhandnehmenden Durcheinanderreden sprachen der Geheimerath und die Gräfin immer leiser zusammen und ihre gegenseitigen Blicke verriethen sowohl die Wichtigkeit der besprochenen Angelegenheit, als das Einverständniß Beider. —

Kein sterbliches Ohr hat gehört, was sie sprachen; doch bald zog der Geheimerath ihre mit Brillantringen bedeckte Hand an seine Lippen, küßte sie und sprach dann halblaut: „So wären wir denn in der Hauptsache einig.“ —

„Das heißt," entgegnete sie, „unter der Ihnen bekannten Bedingung — worauf ich schon der Ehre meiner Söhne wegen bestehen muß . . ."

„Sie sagten mir selbst, meine theure Gräfin, daß . . ."

„Ganz richtig; mir erklärte gestern der Erbprinz höchstselbst im Vorbeigehen vor meiner Loge, aus der ich eben getreten war: Ihr Protégé, liebe Gräfin, wird nobilitirt werden." —

„Und Ihnen verdanke ich diese Ehre." —

„Die ich mit Ihnen theilen werde. . . ."

„Doppelt beglückt!" —

„Herr Geheimerath," flüsterte hinter seinem Rücken eine Stimme, „die Weber sind wieder abgezogen; — sie haben sich vor den scharfen Patronen gefürchtet." —

„Ich danke Ihnen, lieber Lieutenant; — nun nehmen Sie aber auch Platz und ruhen Sie auf Ihren Lorbeeren. — Das Gesindel wird keinen zweiten Versuch wagen, und die Gerichte werden das Uebrige thun, den Aufstand dieser unruhigen Weber für immer zu unterdrücken." —

Der Lieutenant setzte sich auf den für ihn offen gelassenen Platz an einem der Seitentische, woran schon mehrere junge Officiere saßen, und nachdem er mit einem Dutzend Austern und eben so viel Gläsern Champagner schnell genug fertig geworden war, um mit seinen Kriegs-

kameraden gleichzeitig die trefflich duftende Trüffelpastete anzugreifen, die so eben servirt wurde. —

Bei dieser Gelegenheit erzählte er den Vorfall mit den Webern, indem er zugleich die Wirkung seiner Drohung hervorhob, als einen Beweis, wie sehr die bewaffnete Macht auf ein solches Gesindel imponire. —

Diese Mittheilung verbreitete sich schnell um die ganze Tafel und erregte ein so lebhaftes Interesse, daß jede besondere Unterhaltung abgebrochen wurde, und man von allen Seiten den Lieutenant bestürmte, den Hergang mit allen Umständen zu erzählen.

Man wird uns glauben, daß es einer solchen Aufforderung nicht zwei Mal bedurfte. Der Lieutenant von Hochnase war dadurch der Held des Tages geworden. Alle zollten ihm Beifall und äußerten ihre Verwunderung, wie der Pöbel unserer Tage ausgeartet sei; — so etwas nur zu wagen, — es sei unerhört — noch nie dagewesen.

„Allerdings," sprach der Präsident, der jede Gelegenheit gern ergriff, einige Reflexionen über die Zeit und ihre Verhältnisse zu machen, — „ist das Proletariat ein Fluch unserer Tage. — Die Besitzlosen und die Besitzenden sind natürliche und geschworene Feinde. Ein Zusammenstoß Beider, wenn er im Großen und in Masse geschieht, kann furchtbare Folgen haben. Der Communismus greift immer mehr um sich. Die Regierungen

haben Ursache zu wachen. Und alle Gebildeten, besonders die Etwas in der Gesellschaft besitzen, sei es ein Amt oder Vermögen, sollten sich mit den Regierungen zu Maßregeln vereinigen, durch welche allein die Gefahr abgewendet werden kann. Diese sind auf der einen Seite Milde — auf der andern Strenge. Man öffne seine wohlthätige Hand, um den Grund zur Beschwerde so viel als möglich zu beseitigen; bestrafe aber nach der Schärfe des Gesetzes jeden Versuch zum Aufstande und verwende die bewaffnete Macht zur Beruhigung der Rebellen. Auf ein paar Menschenleben mehr oder weniger kann es nicht ankommen, wo es gilt, dem Gesetze Gehorsam zu verschaffen."

Nach diesen Worten erfolgte ein tiefes Schweigen. Der Präsident konnte darin nur Beweise von Zustimmung finden, und indem er aufstand, fuhr er mit erhöhter Stimme fort:

„Meine Herren! — es ist wahr, die Noth der armen Weber im Gebirge ist groß. Der Hunger thut weh; davon haben wir keine Ahnung, die wir an vollen reichbesetzten Tafeln sitzen. — Deshalb schlage ich vor: zeigen wir den Unglücklichen, daß wir ein menschlich fühlendes Herz haben, nachdem wir ihnen gezeigt haben, daß wir die Macht haben, dem Gesetze Achtung zu verschaffen und jeden Versuch zu unerlaubter Selbsthülfe zu unterdrücken. — Meine Herren!" — rief er mit er-

hobener Stimme, indem er einen Doppellouisd'or aus seiner Börse nahm und auf einen der reichgemalten und vergoldeten Porzellanteller legte, „hier ist meine Gabe für die nothleidenden Weber im Gebirge. Wer ein Herz hat für Menschenwohl, der lege eine Gabe auf den Altar der Menschenliebe." —

Mit diesen Worten gab er den Teller der Gräfin, die sich erbot, die Gaben für die Armen einzusammeln. Sie selbst, um ihr schönes Herz zu zeigen, legte eine kostbare goldene Broche auf den Teller der Wohlthätigkeit. Andere opferten Ringe und vergoldete Spielmarken. Die Herren gaben Goldstücke, womit sich bald der Teller füllte. Einer überbot den Andern im Wohlthun; Alle aber übertraf der Geheimerath Walther. Er öffnete seine Brieftasche und legte ein Staatspapier auf den Teller der Gaben.

„Diese Tausend Thaler," sprach er laut, „opfre ich mit Freuden der Belebung der Industrie im Gebirge. Aber, meine Herren, ich kenne dieses Volk der Weber. Baares Geld taugt nicht für sie. Jedes Geldgeschenk würden sie sogleich in Branntwein vertrinken und dafür, daß es den Fleißigen unter ihnen nie am Unentbehrlichsten fehlt, d. h. an Mehl, Brod und Kartoffeln, sorgt mein redlicher Factor, der ihnen die Naturalien zum halben Preise, sogar vorschußweise auf die Arbeit liefert. . . ."

„Ha schön — sehr brav!“ lief das Gemurmel von einem Tische zum andern. — „Ja, unser Geheimerath Walther ist als der Wohlthäter des Volks im ganzen Gebirge bekannt.“ —

Ohne zu erröthen über diese vielleicht ironisch gemeinte Schmeichelei einiger Damen, verneigte sich der Geheimerath verbindlichst nach allen Seiten und fuhr fort:

„In der That, ich darf gestehen, daß ohne mich und meine großen Capitalien bereits dieser ganze, einst so blühende Industriezweig im Gebirge zu Grunde gegangen wäre. Bei den so äußerst ungünstigen Conjuncturen im Welthandel habe ich nur mit den größten Opfern über 1200 Weber und Spinner im Gebirge beschäftigen können. Aber auf die Dauer läßt sich das nicht durchführen. Eins indeß thut Noth; — unsre Handspinnerei muß wieder gehoben werden. Die schlechten Handgespinnste sind schuld am schlechten Gewebe, und dieses verdirbt uns den Markt. Schon habe ich eine Maschinenspinnerei in Gang gebracht; allein das Handgespinnst kann man nicht entbehren und ich schlage vor, den ganzen Ertrag dieser Collecte als eisernes Capital zu belegen und von den Zinsen desselben Prämien für die besten Handgespinnste auszusetzen. So wird damit der Industrie dauernd aufgeholfen und die heutige Wohlthat wird den Armen hundertfältige Früchte bringen.“

Dieser Vorschlag, der die armen Weber geradezu einer bedeutenden Unterstützung beraubte, der vielleicht nicht einmal so ganz uneigennützig war — denn der Fabrikant selbst würde den größesten Gewinn vom verbesserten Handgespinnst gehabt haben — fand allgemeinen Beifall. — Ein Beweis, wie so leicht selbst die freigebigsten Gaben der öffentlichen Wohlthätigkeit ihren Zweck verfehlen können.

Einstimmig wurde dieser Vorschlag zum Beschluß erhoben und der Präsident so wie der Geheimerath wurden zu Curatoren dieser neuen Stiftung erwählt.

In diesem Augenblick überbrachte ein Livreejäger dem Präsidenten ein so eben eingegangenes Schreiben mit dem Siegel der fürstlichen Canzlei. Der Präsident erbrach es, und überflog den Inhalt mit heitern Blicken. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Jetzt erhob er sich auf's Neue, verneigte sich gegen den geheimen Finanzrath und sprach im feierlichsten Tone einer amtlichen Handlung:

„Mein Herr geheimer Finanzrath, es hätte ein glücklicher Zufall keinen günstigern Augenblick treffen können, um das wahre Verdienst nach Würden anzuerkennen und zu belohnen, als hiermit geschieht — indem ich mir die Ehre gebe, dem Herrn Geheimerath Baron von Walther-Bleichenau das ihm, mit Anerkennung

seiner hohen Verdienste um die Hebung der Industrie, ausgefertigte Adelsdiplom zu überreichen."

Allgemeine Bewegung und Gratulation erfolgte jetzt; — der Präsident brachte einen Toast aus auf das Wohl des neuen Barons, der mit Gläsergeklingel und Trompeten- und Paukenfanfare begleitet war.

Nachdem der erste Tumult sich gelegt hatte, klingelte der Präsident an's Glas. Alles schwieg und er fuhr fort, nachdem er mit der Gräfin einige Blicke der Verständigung gewechselt hatte:

„Meine Damen und Herren! es ist eine alte Erfahrung, daß ein Glück niemals allein kommt. So habe ich denn die Ehre, zum ersten Glück noch das zweite zu verkünden. Ich werde es thun, indem ich den Toast ausbringe: Noch lange und glücklich mögen leben die beiden Neuverlobten: der Baron von Walther-Bleichenau und meine schöne Cousine, die Gräfin von Geyer, geborne Freiin von Mausohr, vivant hoch!" —

„Hoch! — hoch! und nochmals hoch, und drei Mal hoch!" ertönte es im freudigen Getümmel und Gläsergeklingel, — und die Pauken wirbelten dazu und Trompeten und Posaunen ertönten, — der Wein ergoß sich in Strömen, Champagnerkorke knallten, Jubel und Heiterkeit hatte alle Grenzen der Zurückhaltung übersprungen. — Die Neuverlobten wurden fast erdrückt durch Glückwünsche und Freundschaftsversicherungen. —

Da ertönte der Ruf von draußen her: „Die Weber kommen!“ — und im Schreck und der Verwirrung wurde der Teller mit den Gaben der Wohlthätigkeit vom Tisch gestoßen; der Teller zerbrach und klirrend rollten die Goldstücke auf dem Marmorboden dahin. —

---

32. Die Weber.

Die armen Weber hatten von der Feldseite her die niedrige Mauer des Parks überstiegen und von dem Schall der Musik geleitet, sammelten sie sich jetzt zu Hunderten vor der offenen Veranda des Orangeriehauses.

Der Duft der Speisen und der Glanz des Reichthums erweckte wohl den Hungernden und Armen eben so viel Lüsternheit, als bitteres Gefühl; aber gerade dieser Reichthum und der Glanz des vornehmen Lebens imponirte auf diese stets an Unterwürfigkeit gegen Vornehmere gewöhnten Menschen so sehr, daß, anstatt der früheren Wildheit der Aufregung eine seltsame Befangenheit eingetreten war, so daß Einer dem Andern zusprach: „Erst wollen wir bitten, — bitten, — ja bitten.“ —

„Die Hüte herunter!“ hieß es weiter, „seht da unsern allergnädigsten Herrn Landespräsident und den gestrengen Herrn daneben. — Meister Mathias vor — und Fritz Walther! — die sollen reden, die sollen unsere Noth vorstellen.“ —

Nun standen sie da, mit hungerbleichen Gesichtern, in der ärmlichsten Kleidung mit entblößten Häuptern, in demüthiger Stellung — so standen da über tausend Menschen als Bittende, und hinter ihnen waren Schaaren von Weibern und Kindern, die ihnen zuriefen: „Fordert Brod, und sie werden Euch Braten und Kuchen geben, diese Herren; denn die sitzen im Ueberfluß und uns hungert mit unsern Kindern!" —

Und Mathias, nebst Fritz und einigen der Aeltesten der Gemeinde traten vor, erstiegen die Stufen des Orangeriesaales und standen vor dem Präsidenten und ihrem Herrn, wie sie den Geheimerath nannten. —

„Man muß sie hören," sprach der Präsident gegen Walther, „ich werde das Volk haranguiren. Man vereinige Strenge mit Milde. — Man zeige ihnen die bewaffnete Macht und ein menschenfreundliches Herz." —

„Was wollt Ihr, Leute?" — Mit dieser Frage trat er jetzt den genannten Deputirten der Gemeinde entgegen.

„Herr Excellenz!" sprach der Weber Mathias und sein dünnes, weißes Haar und entblößter, fast kahler Scheitel — ein schöner, aber verkümmerter Greiseskopf — war von der Sonne angestrahlt, von jenem Alles belebenden Lichte, das der Herr leuchten läßt über Reiche und Arme, Gerechte und Ungerechte. —

„Klopfet an, spricht der Herr," fuhr er fort, „so

wird euch aufgethan; bittet, so wird euch gegeben werden. Wir aber, wir armen Weber und Spinner aus dem Gebirge handeln nach dem Willen des Herrn, indem wir anklopfen an die Herzen der Reichen und bitten, daß sie sich der Noth der Hungernden erbarmen mögen. Wir wünschen, in aller Demuth dem Herrn Geheimerath unsere Bitten vorzutragen."

„Man kennt schon Eure Noth," sprach der Präsident mit imponirender Haltung, „aber sie ist nicht Menschenwerk, sondern Folge ungünstiger Conjuncturen, die keine menschliche Macht zu beherrschen vermag. Ich aber versichere Euch, daß sich die Regierung ernstlich damit beschäftigt, Mittel und Wege zu finden, um die Noth der Spinner und Weber im Gebirge möglichst zu mildern. An Euch aber ist es, daß Ihr als getreue und gehorsame Unterthanen der Weisheit und dem guten Willen der Regierung vertraut und Euch für jetzt zurückzieht." —

„Aber wir haben kein Brod, Excellenz, für zwanzigstündige Arbeit des Tages," sprach der Weber Mathias; „Weib und Kinder sind verhungert, ehe die Regierung mit ihren Berathungen nur halb fertig sein wird." —

„Ihr seid unbescheiden, Mann! solche wichtige Beschlüsse lassen sich nicht übereilen. — Uebrigens sei Euch zum Trost gesagt, daß Eure Noth bereits die Herzen

der edlen Menschenfreunde, die Ihr hier versammelt seht, bewegt hat, und daß heute schon hier in diesem kleinen Kreise eine Collecte zu Stande gekommen ist, zu welcher der Herr Geheimerath allein tausend Thaler gelegt hat; — es ist damit eine Stiftung begründet, welche die wohlthätigsten Folgen für die Aufnahme der Weberei haben wird; die Zinsen dieses Capitals sollen zu jährlich auszutheilenden Prämien für das beste Handgespinnst verwendet werden."

„Alles dankenswerth, Herr Präsident, — aber wir haben kein Brod — unsere Frauen und Kinder haben Hunger. Wir bitten nur um Wiedererhöhung der Löhne, die unser Herr herabgesetzt hat, um bessere Bezahlung der Leinewand und Entlassung des Factors, der uns drückt."

„Jetzt geht die Sache Sie persönlich an, mein lieber Geheimer Commerzienrath. — Beruhigen Sie diese guten Leute, die, wie es scheint, der Raison etwas schwer zugänglich sind." —

„Entschuldigen Sie, Excellenz," entgegnete der Geheimerath, „mit Milde wird hier Alles verdorben; die geringste Nachgiebigkeit halten sie für Schwäche und fordern dann mehr. Ich weiß mit solchem Gesindel umzugehen. Mit Vernunft läßt sich nichts gegen sie ausrichten — wohl aber mit der gewaffneten Macht, die uns sogleich zum Succurs kommen wird."

„Was wollt Ihr!“ herrschte er jetzt die Aeltesten der Gemeinde an.

„Brod, gestrenger Herr! Brod für Weib und Kinder, die hungern. — Erhöhung der Löhne — bessere Preise für das Linnen.“ —

„Steht nicht in meiner Macht, — klagt die Engländer an, die uns mit fremder Waare überschwemmen. — Mit der Hausweberei wird es ohnehin bald vorbei sein. — Um mit dem Auslande concurriren zu können, muß man Jaquardsche Webestühle aufstellen; — dann arbeitet ein Mann so viel, als jetzt mehrere Meister. Euer Gewerbe hat sich überlebt. Ihr müßt ein anderes ergreifen. Ich will Euch einen guten Rath geben: Betheiligt Euch bei den Eisenbahnarbeiten — karrt Erde, wenn Ihr kein Brod mehr habt bei der Weberei.“ —

„Was hat er gesagt?“ fragten die Entferntstehenden einander.

„Freßt Erde, wenn Ihr kein Brod mehr habt! hat der Herr gesagt,“ so rief ein kleiner Mann, mit bepflastertem magern Gesicht, in das Getümmel hinein. Es war der Factor Meißner, der unbemerkt sich hinter den Gästen am Orangeriehause herumgeschlichen hatte, und nun im teuflischen Hohne so empörend diese Worte seines Herrn verdrehte, um seinem eigenen Grolle Luft zu machen. —

„Freßt Erde! — hat er gesagt; — freßt Erde!“

lief es murmelnd durch die Schaaren; — „schändlicher Hohn!" grollten sie, „wir wollen ihn selbst in's Gras beißen lassen! — Singt ihm das Blutlied."

„Herr Onkel," sprach jetzt Fritz Walther, indem er mit vorn kurzgeschorenem, hinten glattgekämmtem Haar, in welchem ein Messingkamm steckte und mit dem blauen langen Tuchrock, wie ihn die noch nicht ganz verarmten Leineweber zum Sonntagsstaat zu tragen pflegten, vortrat, „ich beschwöre Sie im Namen des allbarmherzigen Gottes, sich an die Sterbestunde meines seligen Vaters, Ihres leiblichen Bruders zu erinnern. — Um Ihrer eigenen Sicherheit, um der gesetzlichen Ordnung willen, beschwöre ich Sie, nehmen Sie wenigstens diese Bittschrift an, versprechen Sie zu helfen, so viel als möglich, vor Allem aber den Weberschinder, wie er im Gebirge genannt wird, den Factor fortzujagen, so geht Jeder ruhig nach Hause und hofft auf bessere Zeiten." —

„Ein charmanter neuer Vetter!" spöttelte die Gräfin halblaut, so daß es der Geheimerath hörte, „man wird da in eine schöne Sippschaft introducirt." —

Auf das Tiefste in seiner Eitelkeit verletzt, rief der Geheimerath laut: „Was will der Bursche! — ich kenne ihn nicht; — marsch hinaus, unbescheidener Patron! und sage denen, die Dich abgeschickt haben, mich zu beschimpfen, indem sie meiner Ehre den Fleck aufhängen wollen, Verwandte unter den Webern zu haben, daß

sie ihren Zweck verfehlt haben; ich desavouire jede Verwandtschaft mit einem Taugenichts, den ich sogleich werde verhaften lassen." —

In diesem Augenblicke entstand ein Geschrei draußen im Getümmel.

---

33. Kampf und Erlösung.

„Laßt mich hindurch!" schrie eine heischere weibliche Stimme; „wo ist Fritz, der Weber. — Ich bin aus dem Gefängniß entsprungen; aber die Rose des Thales haben sie festgesetzt hinter Eisengitter! — befreiet und rettet die Rose des Thals! — Fritz, Fritz! Deine Rose hatte der Weberschinder ehrlos machen wollen; ich aber habe es verhindert und da hat er sie in den Kerker werfen lassen. — Zu Hülfe! erlöset sie aus der Gewalt dieser Teufel!" —

Es war ein rothhaariges Bettelweib, das mit diesem Geschrei hereinstürzte mitten in den Kreis der feinsten und glänzendsten Gesellschaft. —

„Gott sei Euch gnädig! ist das wahr?" rief Fritz, aufflammend im edlen Zorn, „wo ist sie?" rief er, „wo ist Rose? daß ich sie rette!" —

„Hier, hier folgt mir!" schrie die rothe Liese; „schlagt die Kerkerthüren auf und rettet die Rose des Thales!" —

Und nun stürmte ein Haufen dem Schloßhofe zu die Liese mit dem rothen Haar und dem rothen Rocke voran, und in wilder Geberde riß sie den zürnenden Fritz mit fort, und ein tobender Haufen, das Blutlied singend, stürmte hinterdrein.

„Halt!" donnerte plötzlich die Commandostimme eines Officiers, und vor dem Hofthore, vom Garten her, war das Commando Soldaten aufgestellt und hielt den Andringenden die gefällten Bajonnette entgegen. —

„Drauf! drauf!" schrie Fritz und stürzte vor. — Ein Steinhagel, aus dem Haufen geschleudert, sollte ihm den Weg bahnen und die Weber sangen:

„Die Weber, die schlagen eine blutige Schlacht,
Die haben die Soldaten bald niedergemacht;
Ergebt Euch, sonst geht es Euch nimmer gut;
Es lechzet der Hunger nach Blut, Blut, Blut!"

Und im Chore tönte es schaurig nach:

„Es lechzet der Hunger nach Blut, Blut, Blut!"

Die Soldaten machten eine rückgängige Bewegung; die Weber jubelten; doch die rückgängige Bewegung war nur geschehen, um sich innerhalb des Thors gedeckter wieder aufzustellen. — Jetzt erschallte das Commandowort: „Macht Euch fertig, — legt an!"

Die Weber stutzten; einen Augenblick schwieg der Blutgesang. — „Zurück!" schrie der Officier, „geht aus einander, oder ich lasse Feuer geben!"

„Vorwärts! die Rose des Thals! soll unser Feldgeschrei sein," rief Fritz und stürmte voran, indem er mit Andern zusammen einen Balken ergriffen hatte und gegen das eiserne Gitterthor rannte, und die rothe Liese hatte sich das rothe Kopftuch abgerissen und schwang es hoch, wie eine Fahne, indem sie immer fortheulte: Blut, Blut, Blut! —

„Gebt Feuer!" gebot das Commando und plötzlich krachten Musketenschüsse; Alles war in Dampf gehüllt, ein gräßliches Geschrei entstand in den Haufen der Weber. — Es war ein Schmerz- und ein Wuthgeschrei. Als der Dampf sich verzog, lagen mehrere Getödteten am Boden und Viele waren verwundet, durch die einschlagenden Kugeln — unter diesen auch Fritz und die Liese. —

„Drauf — drauf!" schrieen sie und hundert Kehlen sangen heulend dazu:

„Es lechzet der Hunger nach Blut, Blut, Blut!"

Es war eine gräßliche Scene. Nach wenigen Augenblicken war das Gitterthor aufgesprengt — die Soldaten waren verschwunden. — Der menschenfreundliche Officier hatte nicht noch ein größeres Blutbad hier anrichten wollen. Da durch die erste schreckliche Salve die Rebellen nicht zum Weichen gebracht waren, so war von weiterer Vertheidigung nichts zu erwarten, als ein zwecklos Gemetzel und daß doch am Ende die kleine Anzahl

Soldaten überwältigt werden würde. — Das waren die Gründe, die jetzt den Paß frei gemacht hatten.

Hunderte über Hunderte drängten sich nun in den innern Hof hinein. Da, an der Seite, wo das kleine Gerichtshaus steht, streckten sich zwei schöne Mädchenarme zwischen dem Eisengitter eines kleinen Fensters heraus und eine klare Stimme rief: „Fritz, Fritz — rette Deine Rosa!" —

Im nächsten Augenblick waren auch schon die morschen Thüren eingeschlagen und auf seinen Armen trug Fritz seine Rosa in die Mitte der tobenden Menge, die sie fast vergötterte und rief: „Nun ist sie gerettet, die Rose des Thals, nun wollen wir sie rächen." Und Andere sangen:

„Vertilge Gott die reiche Brut,
Es schreit der Hunger nach Blut, Blut, Blut!" —

„Genug, genug," rief Fritz, der seine Rosa noch im Arme hielt und nun durch die Macht der Liebe besänftigt war; aber vergebens beschwor er die wüthenden Weber und Spinner, von weiterer Gewaltthat abzustehen. Schon hatte sich der Strom von bleichen, verkümmerten Menschen mit tückischer Habgier und Wuth in die Fabrikhäuser und in das herrschaftliche Wohnhaus ergossen, wo man das Klirren und Krachen vom Zertrümmern der Spiegel, Fenster und Meubeln hörte; Andere stiegen in die Keller, zerschlugen die Flaschen, rissen die

Zapfen aus den großen Weinfässern und lagen bald betrunken am Boden, mehrere derselben ertranken sogar später im Wein, den sie selbst vergossen hatten.

---

34. Das Volksgericht.

Am ärgsten aber ging es her im Orangeriesaal. Die hungernden Arbeiter stürzten sich förmlich auf die vollen Schüsseln und jeder verschlang, was er eben mit den Händen ergreifen konnte. Die silbernen Löffel und Geräthschaften verschwanden unter ihren Händen. Man konnte leicht an den Gaunerphysiognomien dieser Diebe unter den Nothleidenden erkennen, daß es nicht die armen, aber ehrlichen Weber waren, deren Diebessinn stärker war, als die Rachsucht. Das waren jene entlassenen Züchtlinge und die über die Grenzen hereingebrochenen Schleichhändler, welche diese Gelegenheit benutzten, um einen reichen Fang zu machen. — Andere wieder verriethen jene communistische Philosophie, die nicht eine Erfindung neuerer Zeit ist, sondern sich tief eingewurzelt findet in den, gegen alle Besitzenden erbitterten Seelen der Armen; sie schrieen: „Gott hat alle Menschen gleich gemacht; was die Reichen besitzen, ist Raub an der Armuth, und die Armen erfüllen nur Gottes Willen, indem sie Reich und Arm wieder gleich machen!“ —

Vergebens predigte Meister Mathias mit Bibelsprü-

chen dagegen. — Im tobenden Lärm hörte man ihn kaum. — Die vornehmen Gäste hatten sich entsetzt und voll Schrecken zurückgezogen, und ungehindert rollten ihre Equipagen vom Schloßhofe fort, als die immer größer werdende Frechheit der Arbeiter das Aeußerste fürchten ließ. — Nur einigen der fliehenden Damen hatten die Weiber im Gedränge große Stücke Zeug von ihrem Ueberfluß, wie sie sagten, aus ihren weiten Kleidern gerissen, um sich davon seidene Tücher und feine Hauben für die Kirche machen zu lassen. —

Auch der Wirth dieses Festmahls, der Geheimerath von Walther-Bleichenau, hatte das Feld geräumt, aber erst, als auf den krachenden Ton der Musketenschüsse der Hauptangriff erfolgte. —

Doch plötzlich entstand das Geschrei: „Die schwarze Bande! — sie hängen ihn auf!" —

Wie ein Lauffeuer war dieser Ruf durch die Masse der Empörer gedrungen — selbst Fritz und Rosa, die im Herrnhause sich bemühten, weitere Excesse abzuwenden, hatten davon gehört. —

„Nein, Nein!" schrie Fritz Walther, „befleckt nicht durch Mord die heilige Sache der Armuth — ermordet nicht den Bruder meines Vaters — greift nicht den Strafgerichten Gottes vor!"

Mit diesen Worten stürzte er sich mitten in ein Menschengewühl, das sich in einer dunklen Stelle des

Parks, unter einer alten Eiche, gesammelt hatte, in dessen Mitte fünf bis sechs Männer, mit geschwärzten Gesichtern, beschäftigt waren, einen todtenblassen, zitternden Mann an den weit vorgestreckten Zweigen des mit Ruhebänken umgebenen Eichbaums aufzuhängen. — Schon standen sie mit ihm auf dieser Bank; es waren ihm die Hände auf den Rücken gebunden und ein Strang um den Hals gelegt, der, über einen Baumast geschlungen, eben angezogen werden sollte, um den gestrengen Herrn in die Ewigkeit zu expediren, wie sie sagten. — Das Hohngeschrei und die zujauchzende Menge, besonders der Weiber, ermuthigte diese Henker zur entsetzlichen That. Gräßlich anzusehen waren diese wüthenden Weiber, mit ihren wild umherfliegenden Haaren, denn sie hatten ihre Kopftücher und Halstücher abgerissen, weil es im Anfange der schwarzen Bande an einem Strick fehlte. — Man denke sich nur solche wild verzerrte, blasse oder von der Trunkenheit geröthete Züge und den kreischenden Zuruf: „Hängt auf! hängt auf!" und den heulenden Gesang des Blutliedes und den Zuruf: „Auge um Auge und Zahn um Zahn, Blut um Blut! — das ist altes Recht — und ihre Soldaten haben unsre Brüder ermordet, wir wollen sie wieder umbringen — hängt auf den Mörder!"

Vergebens hatte der Unglückliche, dem dieses Volksgericht galt, ehe er gebunden wurde, alles Geld, das er

bei sich trug, von sich geworfen, vergebens angelobt, höhere Löhne und die höchsten Preise für Gewebe zu bezahlen; vergebens hatte er geschworen, tausend Thaler an die Armen in jeder Gemeinde austheilen zu lassen; ein riesiger Mensch, dessen Kopf Alle überragte, mit geschwärztem Gesicht und in der schwarzen Kleidung eines Kohlenbrenners, hatte ihn mit seiner breiten schwarzen Faust in dem Nacken gepackt und wie einen flatternden Vogel auf die Bank gehoben.

Dieser Entsetzliche hatte auf alle Verheißungen und Beschwörungen des reichen Mannes nur eine Antwort: „Du lügst in Deiner Todesangst. — Ist Deine Noth vorüber, so hat's auch ein Ende mit den verheißenen Wohlthaten; besser, wir halten hier Blutgericht, damit die andern gestrengen Herren ein Exempel daran nehmen."—

So schien, nach menschlicher Berechnung, nichts mehr ihn retten zu können; da theilte sich der wild bewegte Haufen und Fritz, gefolgt von Rosa, eilte herbei. —

---

35. Liebe und Versöhnung.

„Tödtet ihn nicht," rief er, „der Mann ist der Bruder meines Vaters und dieser war Euer Wohlthäter! — Vergebt ihm, um des Seligen willen, dessen Andenken Ihr segnet; vergebt ihm, denn mein frommer Vater steht

vor Gottes Thron und bittet für Euch! — Vergebt ihm, und auch Euch wird vergeben werden."

„Bedenkt, was in der heiligen Schrift steht," ergänzte der alte Mathias in seiner frommen Weise: „Du sollst deinem Bruder, der an dir sündigt, vergeben nicht nur sieben Mal, sondern siebenzig Mal sieben Mal."

Offenbar waren die Vollstrecker des Volksgerichts schon unschlüssig geworden. Der schwarze Riese ließ die Schlinge los, hielt aber noch den Unglücklichen, der, an den Baum gelehnt, auf der Bank stand, am Rockkragen fest; als aber Fritz versuchte ihn zu befreien, rief der schreckliche Kohlenbrenner:

„Noch nicht also! — erst wollen wir wissen, welche Bürgschaft er geben will, daß er erfülle, was er jetzt in der Todesangst versprechen würde." —

„Ich will den Factor fortjagen," erklärte der Mann unter Mörderhänden.

„Der hängt schon am Baume!" rief eine Stimme durch das Gebüsch.

Alles war erschüttert und schwieg. Wie rasch auch die rohe Menge das Leben eines Verhaßten opfert, der Anblick des Todes selbst erfüllt sie doch immer auf Augenblicke mit Grauen.

Rosa vollendete den Sieg, indem sie mit herzgewinnender Ueberredung die bessern und verständigern

Männer, die sie kannte, zu bewegen wußte, daß sie Einsage thaten gegen das entsetzliche Vorhaben.

So wurde endlich der entsetzliche Mordversuch aufgegeben, und der nun befreite Mann sprach mit tiefer Bewegung: „Ich will Euch eine Bürgschaft geben, die besser ist, als jede andere. — Den, der Euch am meisten drückte, hat ein Strafgericht getroffen; diesen aber, meinen Retter, den Sohn meines Bruders ernenne ich hiermit zu meinem Factor — ihm werde ich später das ganze Geschäft übergeben."

„Victoria!" rief Einer und die Andern stimmten ein. „Fritz Walther unser Factor — Vivat der neue Factor! — nun wird alle unsre Noth ein Ende haben!"—

Ein Volkshaufen ist das beweglichste und reizbarste Wesen von der Welt. Die eben noch den Herrn hatten an den Eichbaum aufknüpfen wollen, hoben ihn jetzt auf einen Gartensessel empor und wollten ihn im Triumph davontragen. —

Doch auch diesen Unsinn verhinderte Fritz Walther. — Sie setzten den Herrn wieder nieder und schlossen einen Kreis um ihn und seine nächste Umgebung.

Das Gerücht: „Fritz Walther wird sein Factor und die Löhne werden erhöhet," war wie ein Lauffeuer durch die tobende Menge gegangen und hatte Aller Leidenschaften beruhigt.

Alles war neugierig, was jetzt gesprochen werden würde. Die tiefste Stille herrschte im Kreise.

Fritz Walther nahm das Wort: „Ich verlange nichts von meinem Onkel," rief er, „als das eine Wort, daß er einwillige, wenn ich die Rose des Thals heirathe!" —

„Fritz, Fritz, übereile Dich nicht," sprach der Onkel leise und dringend. „Du wirst eine reiche und glänzende Parthie machen!" —

„O, Jammer!" rief Fritz, „noch immer diese elende Vergötterung des Reichthums! — So erkläre ich denn feierlich, ohne meine Rosa betrete ich Ihre Schwelle nicht, ohne Rosa werde ich kein Factor, ohne Rosa habe ich keine Macht, diese Armen zu retten aus ihrer Noth!" —

Rosa stand da, an Fritzens Hand, in holdverschämter Jungfräulichkeit. Fragend und bittend zugleich hob sie einen Blick ihrer schönen blauen Augen, und dieser Blick traf nicht nur sein Auge, sondern auch sein Herz. —

„Ist das diese Rosa," sprach er in seltsam bewegter Stimmung, „um die Du das Glück des Reichthums opferteſt und ein armer Weber wurdeſt?" —

„Sie ist es," entgegnete Fritz in freudigster Bewegung, indem er sie an sein Herz drückte. „Sie ist aber auch ein Engel Gottes, höher im Werth, als Alle, die Seide, Geschmeide und Kronen tragen." —

Es war ein lieblicher Anblick, diese innere Glückseligkeit der beiden Naturkinder, die so warm und liebevoll aus ihren schönen, unschuldigen Augen sprach, und immer mehr schmolz die Rinde des kalten Egoismus, die den Kern des Herzens dieses vom Reichthum verblendeten Mannes so lange umzogen hatte. In der Tiefe seiner Seele war eine Wandlung vorgegangen. Es war ihm klar geworden, daß alles Glück des Reichthums nur ein glänzendes Scheinglück ist, daß aller irdische Besitz wandelbar bleibt, daß aber nichts Bleibendes ist, nichts wahrhaft beglückend, als reiner Sinn und Herzensgüte — mochte auch eine tiefe, geheimnißvolle Stimme der Natur mitwirken — genug, der Geheimerath Walther breitete seine Arme aus, und indem er Beide an sein Herz schloß, rief er aus: „Ja, Ihr habt die wahre Quelle des Glücks gefunden, laßt mich theilnehmen an Eurem Glück, Du Sohn meines Bruders, sei mein Sohn und Erbe, und Du liebliche Braut, sei meine Tochter!"

„Sie ist es auch!" sprach eine Stimme hinter ihm, „sie ist die Tochter der armen Minna und die Ihrige. Hier sind die Beweise dafür."

Und damit trat ein Mann hervor mit abgenommener Mütze, dessen weißes Haar den Schädel eines schönen Greisenkopfes nur spärlich bedeckte; es war derselbe arme Weber, der unlängst an dem Wagen des hartherzigen Reichen vergebens um einen Vorschuß, zur

Stillung des Hungers seiner verschmachtenden Kinder, gebeten hatte. Jetzt hatte das Geschick die edelste Rache in seine Hände gelegt. Er gab dem Vater sein Kind zurück, nachdem das Herz des Erstern der Milde wieder geöffnet war; er gab ihm die Beweise für Rosa's Geburt, die ihm Frau Werner kurz vor dem Auszuge zugestellt hatte und erläuterte den Hergang mit wenigen Worten.

Bei dieser Entdeckung befand sich der Geheimerath in einer nicht zu beschreibenden Stimmung. In einer seltsamen Verwirrung und mit einem wechselnden Ausdruck seiner scharfgeprägten Züge, betrachtete er Rosa. —

„Minna war brünet," sprach er vor sich hin, „und diese ist blondin. — Rosa hatte schwarze Augen, und diese blaue — und bin ich nicht blond gewesen, habe ich nicht blaue Augen? — und Zug um Zug diese Aehnlichkeit mit ihr oder mit mir in der Jugendzeit? Kann die Natur bestimmter reden? — Und doch . . . ."

Mit diesen Worten hatte er das Packet geöffnet und Minna's Tagebuch, ihr Bild und seine Briefe lagen in seinen Händen. Zitternd ließ er sie fallen und rief aus: „Es bedarf keiner Beweise weiter; Rosa, ich erkenne Dich an als meine Tochter; Deine Mutter war meine verlobte Braut, die ich verlassen hatte, geblendet vom Teufel des Mammon!" —

Rosa konnte sich erst in dieses neue Verhältniß nicht

hineindenken und fühlen; doch allmälig war es ihr klar geworden und ein Schmerz schrillte durch ihre Seele, indem sie ausrief: „Arme Mutter — und dieses Mannes Treulosigkeit hat Dein Herz gebrochen, und diesen Mann sollte ich lieben als meinen Vater? — und Dich meinen Vater Mathias, Dich meinen Wohlthäter, soll ich nicht mehr Vater nennen dürfen? — Komm, mein Fritz, laß uns nach Hause gehen, mir wird hier so ängstlich!“ —

Der Geheimerath hatte sie umarmen wollen, aber Rosa war ihm ausgewichen. Diese Abneigung seines wiedergefundenen Kindes war ihm schmerzlich; es war ihm wie eine neue Strafruthe Gottes, die mächtig an sein Gewissen schlug.

„Ich verlange nicht, daß Du mich so schnell anerkennst, mein theures Kind,“ sprach er, „aber bedenke, es blickt ein Engel der Versöhnung auf uns Beide herab, die wir Beide einst an seinem Herzen geruhet haben.“

„Und bedenke,“ sprach der Weber Mathias, indem er ihre Hand ergriff, „was in der heiligen Schrift der Apostel Petrus sagt: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltwort, sondern dagegen segnet und wisset, daß ihr dazu berufen seid, daß ihr den Segen beerbet.“

Da war Rosa aufgelöset in Wehmuth und Liebe, und sie sank an das Herz ihres Vaters.

36. Ende gut, Alles gut.

Vieles war zerstört, Opfer waren gefallen, versöhnt und hoffend hatte sich die Volksmenge zurückgezogen. Hinterdrein kamen die Gerichte mit ihren Untersuchungen, aber nur Wenig wurde ermittelt und bestraft, da die Weber in dem reichen Manne, dem sie so Vieles zerstört hatten, ihren wärmsten Vertheidiger fanden. Ob der Factor durch die erbitterten Weber oder durch eigene Hand den Tod gefunden, ließ sich nicht erforschen. Genug, er hatte sein Geschick erfüllt und den Tod des Verbrechers erlitten — eines Verbrechens an der leidenden Menschheit, das kein Gesetz ahndet. — Mehrere Umstände sprachen für den Selbstmord; wir halten uns daher auch nicht für berechtigt, die härtere Meinung anzunehmen. Gott allein weiß es, was dort an der dunkelsten Stelle des Parks im dichtesten Gebüsch geschehen war.

Die Gräfin war an jenem Tage der Katastrophe eilig auf ihr Gut zurückgefahren. Von dort aus schrieb sie an den Geheimerath:

„Mein Herr Baron, ich bin so ägrirt über den Vorfall, der mir die Populace über den Hals zog, so daß die Weiber mir wie Megären große Stücke aus meiner kostbaren Robe rissen, daß ich mir von Ihnen die Erklärung ausbitten muß, wonach Sie ein Geschäft, das Ihre Gemahlin so exponiren würde, völlig aufgeben wollen.

Wählen Sie meine Hand oder Ihr Geschäft, Beides zu vereinigen ist unmöglich." —

„Meine Gnädige!" entgegnete er, „ich habe gewählt. Mein Geschäft gebe ich auf, und in menschenfreundlichere Hände als die meinigen sind, aber auch jeden Anspruch auf Ihre Hand gebe ich auf. Ich habe mit Rücksendung meines Adelsbriefs den Fürsten dieses Landes gebeten, im Wege der Gnade jede weitere Untersuchung gegen die armen Weber und Spinner niederzuschlagen. Ich selbst habe mich dafür verbürgt, sie zu beruhigen, und die beste Beruhigung habe ich darin gefunden, daß ich meinem Neffen Fritz Walther, mit einem Theil meines Vermögens, dieses Geschäft übergeben habe. Seine Braut ist meine wiedergefundene Tochter. Sie werden also selbst ermessen, Frau Gräfin, daß ich das Glück auf andern Wegen gefunden habe, als auf der glänzenden Eisbahn, die mir Ihre finanziellen Verlegenheiten so zuvorkommend geöffnet hatten. Kann ich aber mit einem Darlehn dienen, so würde meine Casse zu Ihrem Befehl stehen, mit der Bitte, sich wegen der Rückzahlung keine Sorgen zu machen."

Es läßt sich glauben, daß das Zartgefühl dieser vornehmen Dame weit erhaben war über alle kleinliche Bedenken der niedrigen Welt. Sie nahm das Darlehen ohne Dank an, und macht sich bis heute noch keine Sorge wegen der Wiederbezahlung.

Fritz aber hatte sich mit solchem Eifer auf Erwerbung kaufmännischer Kenntnisse geworfen, daß er das Leinenwaarengeschäft seines Onkels jetzt mit eben so viel Geschick als Glück betreibt, indem er zugleich den armen Spinnern und Webern im Gebirge ein wahrer Wohlthäter geworden ist. — Konnte er auch die ungünstigen Handelsconjuncturen nicht beherrschen, so gelang es ihm doch, durch Spinnschulen, verbesserte Spinnräder und Webestühle, gute Bleiche und solide Maße und Preise das so tiefgesunkene Vertrauen auf die Reellität dieser Waare wieder herzustellen, und, zufrieden mit mäßigen Zinsen der angelegten großen Capitale, diesen Erwerbszweig wieder bedeutend zu heben und Wohlstand und Zufriedenheit unter den armen Webern im Gebirge zu verbreiten.

Auch Vater Mathias mit seinen Kindern und die rothe Liese wurden in eine behagliche Lage versetzt. Rosa aber ist bereits die Gattin des glücklichen Kauf- und Fabrikherrn Fritz Walther. Jetzt erst tritt ihre innere Bildung auch in das äußere Leben hervor und sie sieht sich geliebt von Armen und Reichen. —

Ende.

Die schöne Seilerstochter

aus der Rue de la Ferronnerie in Paris.

Novelle

aus

den Mysterien einer ältern Zeit.

Andre Zeiten, andre Sitten, Brüder,
Gab es; doch das Alte kehre nimmer wieder!

Es gab eine Zeit in Frankreich, von der man sagen könnte, sie hat das Basiliskenei der Revolution ausgebrütet.

Damals, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, gab es einen auf das Tiefste sittlich versunkenen französischen Hofadel. Und das war ein privilegirter Stand, der alle Rechte und alle Macht hatte, während dem dritten Stande, erdrückt von der Last der Abgaben, nicht einmal das Recht zugestanden wurde, sein Haus zu schützen gegen das Eindringen der frivolen Genußgier dieser Großen; denn der vornehme Roué, in seinem privilegirten Uebermuth, glaubte sich gegen den armen Bürger und dessen Frauen und Töchter Alles erlauben zu dürfen, und jedes Verbrechen blieb ungestraft, sobald nur einer von den bevorzugten Ständen seine Hand darauf legte.

Gleichzeitige und spätere Memoiren führen uns mit leichtfertiger Grazie ein in die Mysterien jener Zeiten.

Damals gewährte kein Bürgerhaus mehr ein siche-

res Asyl der Unschuld, kein Familienglück blieb ungetrübt, keins der Menschenrechte der untern Stände ungekränkt.

Nur in damaligen Zeiten war es möglich, daß sich die nachfolgende Geschichte so offenkundig und mit dieser frechen Sicherheit ereignen konnte. Zu jeder andern Zeit würde es eine Criminalgeschichte geworden sein, — damals nannte man sie — eine Galanterie.

Was heute mit Abscheu erfüllen würde, galt damals den Großen des Hofes als eine Ehrensache. Solche Zeiten kommen hoffentlich nicht wieder; aber auch heute giebt es in gewissen Regionen noch eine blasirte Verachtung jeder bürgerlichen Tugend, jeder Sittlichkeit und Unschuld. Sie macht — nur unter andern Formen — sich geltend; sie scheut das Licht der Oeffentlichkeit und hüllt sich in den Mantel des Anstandes. Was damals öffentliche Geheimnisse waren, das sind jetzt verborgene.

Enthüllen wir jene, so warnen wir vor diesen. Noch heute giebt es Richtungen in der socialen Welt, die dem Einen alle Pflichten und Lasten, dem Andern alle Rechte und alle Macht geben möchten.

Man nennt das reactionaire Richtungen. Die alte Zeit kann indeß nie wiederkehren — hüten wir uns, daß ihre Gebrechen nicht zurückkehren.

Die nachfolgende Geschichte, deren Wahrheit leider nur zu sehr verbürgt ist, zeigt, wohin maßlose Privi-

legien eines Standes führen können, wenn die sittliche Grundlage desselben eine bodenlos versunkene ist.

Doch genug zur Bevorwortung einer Erzählung, deren Eindruck ein moralischer werden muß, durch den tiefen Abscheu, welchen jede empörende Verletzung der ewigen unveräußerlichen Menschenrechte — jeder ungeheuere Frevel gegen das Sittengesetz erwecken muß. Die Tragik dieser Geschichte liegt darin, daß es hier die dämonische Macht einer versunkenen Civilisation war, woran die Tugend zu Grunde ging — und erst später rollte das Beil der Guillotine in der selbst heraufbeschworenen Revolution über das schuldige Haupt.

In jener Zeit des sittenlosesten Uebermuthes des französischen Hofadels war es, als man in der Rue de la Ferronnerie in Paris ein großes alterthümliches Haus sah.

Der hohe spitze, der Straße zugewendete Giebel, die übereinander hinausgebauten Etagen mit vielem kunstreichen Schnitzwerk an den Tragebalken derselben, so wie die kleinen gitterartigen Fenster, zum Theil mit runden, in Blei gelegten Fensterscheiben, bezeichneten eines jener alterthümlichen Bürgerhäuser mit den einfachen patriarchalischen Sitten ihrer Bewohner, wie sie heutzutage nicht mehr vorkommen.

Unten in der Vorderfronte dieses Hauses, dicht neben dem großen, mit eisernen Kopfnägeln beschlagenen Einfahrthor, befand sich zu ebener Erde ein kleiner Seilerladen — Eigenthum des Besitzers dieses Hauses — des achtbaren Meisters Duval.

In diesem dunkeln Laden aber, der mit zahllosen Netzen und Stricken behangen war, gab es damals ein Juwel, köstlicher als alle Diamanten in den glanzvollen Juwelierläden des Boulevard des Italiens — das war Mariane, die einzige Tochter des würdigen Maitre Duval.

Mariane saß hier Tag für Tag, als die lieblichste Verkäuferin, die sich nur denken läßt. Sie war die liebenswürdigste Freundlichkeit selbst gegen Alle, die da kamen, um ohne Nebenabsichten von der trefflichen Arbeit ihres Vaters und ihrer Brüder zu kaufen; denn das war ihr Beruf uud ihre Pflicht, und ein Herz voll Wohlwollen gegen alle Menschen machte es ihr leicht, dieser Verpflichtung zu genügen; — aber kalt und ernst benahm sie sich gegen solche junge Gecken, die da meinten, sie brauchten nur ein Fliegennetz zu kaufen und dafür ein Goldstück in die kleine weiße Hand der schönen Verkäuferin hinein zu legen und ihr Herz könne ihnen nicht entgehen.

Im ganzen Stadtviertel nannte man sie nur die schöne Grausame. Mancher verliebte Ladenjüngling behauptete, ihre Netze seien nur ausgestellt, um Anbeter

zu fangen! aber die guten Hanfstricke daneben gäben dem verzweifelnden Liebhaber den Wink, einige Sous anzuwenden, um seine Leiden zu endigen.

Marianens Ruf war fleckenlos, wie der reinste Metallspiegel, denn noch hatte keiner der vornehmen Roués diese verborgene Schönheit im entlegenen, aber doch lebhaft bevölkerten Stadtviertel entdeckt, sonst würde ihre Sprödigkeit und Tugend nicht hingereicht haben, ihren guten Ruf zu retten.

Mariane war in der That reizend gebaut. Selten vereinigen sich so feine Formen und die feinste Taille mit dieser schwellenden Fülle. Ihr Teint war so rein und klar, wie ihre schönen Augen vom dunkelsten Blau, welche, durch lange seidene Wimpern beschattet, erst bei dem lieblichen, unschuldigen Aufschlag derselben ihren milden Glanz entschleierten. Es war damit gerade, wie das Durchblicken des reinen klaren Blau des Himmels, wenn das Gewölk am heitern Sommertage sich theilt. Ihr Haar, frei von dem Puder und dem wunderlichen Aufbau damaliger Mode, war seidenweich und natürlich gelockt und mit einem sogenannten Chignon im Nacken aufgesteckt; die Farbe desselben war dunkelbraun, so reich gesättigt in der Fülle des Glanzes, daß ein Goldschimmer darüber hingehaucht zu sein schien. —

Mariane war schön, und doch wie wenig war die Schönheit ihrer feinen Gesichtszüge gegen die Seele und

Herzensgüte, die daraus sprach. In ihren Augen war das Glück der Liebe zu lesen — denn Marianens Herz war nicht mehr frei; — aber auch ein Ausdruck von Verständigkeit und Seelenruhe hätte nie einen Zweifel dagegen aufkommen lassen, daß, wenn Mariane liebte, es nur ein Verhältniß sein konnte, das von der Vernunft, so wie von ihrer ganzen Familie gebilligt wurde.

Mariane war ja das Glück, der Engel dieser einfachen, redlichen Bürgerfamilie. Wie hätte sie jemals sich so vergessen können, ihnen durch ihre Neigungen Kummer zu machen?

Mariane hatte, wie alle liebenden Mädchen, ihre kleinen süßen Traumbilder, denen sie auch im Wachen träumerisch nachhing. So saß sie auch jetzt, an einem schönen Sommerabend, in der offenen Thüre des kleinen dunkeln Seilerladens, mit Filetstricken beschäftigt.

Sie hatte ihre Gedankenwelt für sich selbst, worin sie lebte und beachtete daher wenig das Geräusch auf der lebhaften Straße, woran sie ohnehin schon gewöhnt war.

So beachtete sie es auch nicht, daß so eben ein prächtig vergoldeter, muschelförmiger Phaeton, mit zwei reich angeschirrten Apfelschimmeln bespannt, im Begriff war, vorüber zu fahren. Auf den Zuruf eines darin sitzenden jungen Cavaliers, parirte der Kutscher die Pferde augenblicklich.

Gerade dem Seilerladen gegenüber lag eine jener

zahlreichen Schmieden, von welchen diese Straße den Namen führt und so konnte es nichts Auffallendes haben, daß der Herr seinem Kutscher gebot: „Jean, laß hier die Hufeisen der Pferde nachsehen, mache Dir damit zu schaffen, ich glaube, es wird nöthig sein.“

Und während der pfiffige Jean, der diesen Wink seines Herrn verstanden hatte, mit großer Umständlichkeit und Langsamkeit Befehle vollzog, die dem herbeigerufenen Meister Jaquotot sehr wunderlich vorkommen mußten, da sich der Hufschlag im besten Stande befand, hatte der junge Grand-Seigneur, der im Wagen saß, Muße genug, mit dem goldnen Lorgnon die schöne Seilerstochter zu beäugeln. —

Diese hätte wohl bemerken können, daß der blasse junge Herr, mit den glatten feinen Gesichtszügen, ihr die Ehre erwies, sie seiner hohen Aufmerksamkeit zu würdigen; sie würde dann auch am gepuderten Haar, an dem kleinen Federhute unter dem Arme, den Diamantenknöpfen und Stern auf dem veilchenfarbigen Sammtkleide, und dem silbernen Galanteriedegen mit Brillantgefäß erkannt haben, daß es ein Cavalier vom höchsten Range war, der ihr das Glück zu Theil werden ließ, sie schön zu finden, — sie würde, was sonst wohl die Neugier junger Mädchen beschäftigt, den gelb in Silber gekleideten Kammerhusaren und den Mohren auf dem Trittbrete des Phaetons bemerkt haben; allein Mariane hatte in

diesem Augenblicke andere Interessen, die ihre Aufmerksamkeit fesselten. Ein junger Mann trat zu ihr heran und übergab ihr ein Briefchen, das so eben der Postbote abgegeben hatte.

„Ach, Hilaire! mein Bruder," rief sie aus, „welche Freude, welches Glück! — gewiß von ihm — o er wird kommen, recht bald!" — damit drückte sie das Briefchen an ihre Lippen, an ihr Herz und zog sich, mit dem Ausdruck der Wonne und des Entzückens auf ihren reizenden Gesichtszügen, zurück in das Innere des Hauses — und Hilaire setzte sich an ihre Stelle.

Wir können nun nicht gerade behaupten, daß der junge Seigneur über diesen Tausch bedeutend erfreut war. Er verfärbte sich einige Mal, kniff die feinen Lippen zusammen, murmelte ein: „Hm! hm!" und gebot dem Kutscher: „Fahr zu, in's Teufels Namen!"

Im Moment des Abfahrens warf er jedoch noch einen Blick auf die Firma des Seilers über der Ladenthüre und notirte etwas in seine Schreibtafel.

Im glänzenden Hotel des Herzogs von Fronsac war der junge Eigenthümer desselben schon seit einer Stunde zurückgekehrt von der Tafel bei Hof und der darauf folgenden Promenade. — Im vollen Glanz des altfranzösischen Hofcostüms hatte er sich in einen ganz

vergoldeten Fauteuil niedergeworfen, ohne daß es ihm eingefallen war, dem Kammerdiener zu klingeln.

Plötzlich sprang er wieder auf, riß den Sammtrock und die langschößige Weste von Goldprocat vom Leibe, warf sie gegen den Boden und schritt rasch und heftig auf dem weichen persischen Teppich auf und nieder.

Alles verrieth in seinem ganzen Wesen die ungeheuerste Aufregung.

Die Kammerdiener im Vorzimmer steckten die Köpfe zusammen; aber der alte Hurbain, der schlaue Maitre d'Hotel, erkannte bald, daß es sich hier um Dinge handelte, wobei er die Hauptrolle zu spielen haben würde. Er nahm den Kammerhusaren, der den Herzog begleitet hatte, mit seiner überlegenen Verschlagenheit in's Verhör, und war bald au-fait gesetzt von dem Ereignisse in der Rue de la Ferronnerie. —

Mit großer Selbstbefriedigung nickte er einige Mal mit dem Kopfe und horchte auf das leiseste Geräusch im Innern des Cabinets. Endlich hörte er dort den stöhnenden Ausruf: „Sieg oder Tod! — ich muß sie besitzen, oder sterben!"

„Richtig!" sprach der alte Hurbain, eine kleine magere Figur, zierlich in Schwarz gekleidet, mit feinen blassen Gesichtszügen und Blicken, die er sehr frömmelnd auf- und niederschlagen konnte, die aber eine feine, lauernde Schlauheit verriethen, „der höchste Gott der

Gnaden hat unsern armen jungen Herrn einmal wieder in das Netz irgend eines gefallenen Engels gelockt — werde meine geringe Vermittelung einwirken lassen müssen, eingedenk des Evangeliums, worin es heißt: Helfet Denen, die da in Nöthen sind, so wird euch wieder geholfen werden."

Die Lakaien und Kammerdiener lachten leise, und flüsterten einander zu: „Der alte Unschuldsjäger," wie sie ihn nannten, „wird unserm jungen Herrn schon aus der Noth helfen; noch ist Keine seinen Nachstellungen entgangen."

Der erst zweiundzwanzig Jahre alte Herzog von Fronsac saß wieder mit vor das Gesicht gehaltenen Händen im Lehnsessel.

Lange bemerkte er den eingetretenen alten Haushofmeister Hurbain nicht, der als ein vormaliger Günstling seines Herrn Vaters, des damals allmächtigen Premierministers, Cardinals Richelieu, in den Dienst des Sohnes übergegangen war, um ihm als gewandter und erfahrener Rathgeber dieselben Dienste im Gebiete der Cythere zu leisten, die er der altgewordenen Excellenz so treulich und schlau geleistet hatte.

Lange Gewohnheit, diesen klugen und verschlagenen Diener um sich zu sehen, hatte ihm große Vorrechte eingeräumt, und so ließ sich der Herzog seine Vertraulich-

keiten, die jedoch stets in den Grenzen der Unterthänigkeit blieben, gefallen.

Ein leises Hüsteln verrieth die Anwesenheit des alten schlauen Fuchses.

„Was willst Du, Hurbain?" fragte der junge Herzog aufsehend, mit einem trostlosen, fast verzweifelnden Blicke; „hier kannst Du mir doch nicht helfen," setzte er leise hinzu, „hier können nur Gott oder Teufel helfen." —

„Nun, hm, hm! — eben deshalb sollte ich meinen, Euer Gnaden haben mich nicht selten mit dem Titel: Du bist ein wahrer Teufel! beehrt. — Hier aber, denke ich, wird der Sieg so gar schwer nicht sein. Jean hat mir gesagt, daß es in der Straße de la Ferronnerie eine Dirne gebe, die das Glück gehabt habe, des gnädigsten Herrn Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich bin deshalb so frei, Euer Gnaden meine geringen Dienste anzubieten, da ich zufällig in jener Straße Bekanntschaften habe."

„In der That," rief der Herzog lebhaft, „so heißt jene Straße, die das achte Wunder der Welt enthält."

„Wüßten der gnädige Herr den Namen des Mädchens, so würde es leicht aufzufinden sein."

„Den weiß ich — halt hier," damit blickte er in seine Schreibtafel; „ihr Vater ist Seiler. Auf seiner Firma steht: George Duval."

„Bei St. Eustachius!“ rief der Haushofmeister, indem er sich entzückt stellte, „Gott ist den Seinen gnädig! da kann Euer Gnaden Niemand besser dienen, als meine Wenigkeit. Ich bin ja der Onkel jener kleinen Närrin; denn vor einer Reihe von Jahren heirathete meine Schwester ihren Vater.“ —

„Bester Hurbain!“ mit diesem Ausruf umarmte ihn der Herzog. „Tausend Thaler Renten sollst Du haben, schaffst Du mir Gelegenheit, mich Deiner hübschen Verwandten zu nähern.“ —

„Das erwartete ich, gnädigster Herr; also tausend Thaler für mich und zweitausend für Marianen, und ich denke, Sie sollen zufrieden sein.“ —

Nach diesen Präliminarien kam nun der alte Sünder mit seinem jungen Herrn überein, daß dieser sich für einen jungen Menschen aus der Provence ausgeben solle, dessen Eltern ihn für den Handelsstand bestimmt hätten.

„Mein Schwager,“ fügte der Haushofmeister hinzu, „hat Stuben zu vermiethen; Euer Gnaden dürften daher nur als Miether auftreten, so werden Sie eingeführt sein in diese stille Familie, die so unschuldig und entfernt von der Welt lebt, daß sie Cupido's kleine Spitzbübereien, die wir anwenden werden, nicht ahnen würde.“

Noch an demselben Tage schritt man zur Ausführung des Complotts.

Der junge Herzog von Fronsac war ein sehr hübscher junger Mann, der trotz seiner kleinen und zierlichen Figur durch Geburt und Erziehung ganz die ausgezeichnete Haltung und das Ansehen eines großen Herrn gewonnen hatte. — Jetzt, in der bescheidenen Mansardenwohnung seines Haushofmeisters in einen kleinstädtischen Elegant verwandelt, mußte er laut über sich selbst lachen. Aber seine Eitelkeit machte ihm bald das Geständniß, daß dieser einfachere Anzug ihm allerliebst stehe und daß seine niedliche Figur damit in den Augen einer Grisette sehr gewinnen werde.

„Allons," rief er nach vollendeter Musterung, „ziehen wir aus, wie fahrende Ritter auf Strauß und Abentheuer!" —

„Dieu nous aidera!" seufzte Hurbain mit gefalteten Händen, indem er den Blick nach oben wendete.

„Ou le Diable!" rief der junge Libertin und hüpfte, eine Opernarie trällernd, voraus.

Durch eine geheime Treppe und Hinterthür des herzoglichen Palastes kamen sie bald in's Freie, bestiegen einen Miethwagen und fuhren bis zum Eingange der Straße de la Ferronnerie. Dort stiegen sie aus und begaben sich zu Fuß in die Wohnung des Seilers.

Die Familie desselben saß beisammen. Alle standen

sie auf und empfingen mit Respect den Schwager des Vater Duval, der, in einem vornehmen Hause dienend, für diese ehrlichen Bürgersleute schon deshalb eine Respectsperson war. — Hurbain umarmte den Vater und reichte der Tochter und ihren Brüdern die Hand, die Mariane küßte, wie sie es von Kindheit auf gewohnt gewesen war. —

So lange bis die ersten Begrüßungen vorüber waren, stand der junge Herzog, wie ein blöder Provencale an der Thüre und drehte wie verlegen seinen Hut zwischen den Händen.

„Hier, meine Freunde," sprach jetzt Hurbain, indem er ihn vorführte, „habe ich die Ehre, Euch Herrn Lenard, den Sohn meines besten Freundes aus der Provence vorzustellen, den sein Vater nach Paris gesendet hat, um die Handlung zu erlernen. Da ich weiß, daß Ihr Chambres garnies zu vermiethen habt, so habe ich ihm, aus Freundschaft für Euch, Euer Haus empfohlen. Er ist ein stiller bescheidener junger Mensch, den ihr ohne Bedenken wie einen Sohn in Euere Familie aufnehmen könnt."

„Ja, schon gut, Herr Hurbain," sprach der junge Mann, indem er ihn etwas ungeschickt am Aermel zupfte, „Ihr habt da über meinen Geldbeutel verfügt; und Ihr wißt doch, daß Papa und Mama es mir auf die Seele gebunden haben, nichts zu verschwenden, — das hier

aber ist Alles so prächtig, so vornehm, wie wir es bei mir zu Hause nicht haben. —"

„Ei Potstausend! habt Euch nicht so, lieber Vetter Lenard," rief Hurbain lachend, „wir wissen recht gut, daß Euer Vater der reichste Particulier in der Provence ist, daß Ihr noch über das Erbtheil Eures Onkels zu verfügen habt, das ebenfalls eine halbe Million wiegt. —

„Wollen schon fertig werden," sprach Vater Duval, „sind auch keine unbilligen Leute, wir Andern in der Schmiedegasse (denn so heißt la rue de Ferronnerie). Seht nur erst einmal die Wohnungen an, junger Herr, und wenn sie Euch sonst gefallen, wollen wir uns schon einigen, denke ich. — Mariane, führe den jungen Herrn herum — ich darf den Laden nicht verlassen und mein guter Schwager wird schon ein Wörtchen mit mir plaudern müssen. Ihr aber, Ihr großen Schlingels," sprach er zu seinen Söhnen, ohne es damit böse zu meinen, „geht an die Arbeit."

„Vorgesehen, Monseigneur," flüsterte dem jungen Herzoge sein listiger Helfer zu, und jener war entzückt, so schnell schon Gelegenheit zum tête à tête mit dem Gegenstande seiner Anbetung gefunden zu haben.

So stiegen nun Beide Trepp' auf und Trepp' ab in dem alten räumlichen Hause umher und durchwanderten halb dunkle Corridors, und der junge Miether entwickelte dabei immer mehr die Gewandtheit des Welt-

mannes. Ein Zimmerchen nach dem andern wurde geöffnet und wieder verschlossen; Lenard hielt sich überall so lange als möglich auf, um das Alleinsein mit der schönen Seilerin, das ihn entzückte, möglichst zu verlängern. Mit Kennermiene betrachtete er Alles, lobte und tadelte; fand indeß bei jeder Aeußerung Gelegenheit, für Mariane ein feines Compliment anzubringen. Hätte er es gewagt, der Lebhaftigkeit seines Temperaments zu folgen, so würde er die reizende Grisette schon im ersten dämmernden Zimmerchen umarmt oder wenigstens mit aller Grazie eines in solchen Dingen geübten Cavaliers, ihr eine Liebeserklärung gemacht haben; allein: —

„Eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit."

Je mehr es ihn bedrängte, von Liebe zu reden, um desto mehr fühlte er sich zurückgehalten, sei es durch die Stimme der Klugheit oder durch die natürliche Schüchternheit der wahren Leidenschaft. Mariane war auch in der That zu unbefangen, um die versteckten Anspielungen des jungen Mannes zu verstehen; er selbst ging am Ende in diese unbefangene Zutraulichkeit ein, und die beiden jungen Leute kehrten viel bekannter miteinander, als sie fortgegangen waren, von ihrer Wanderung zurück. Lenard hatte sich für ein freundliches Zimmer entschieden, das der Familienstube am nächsten lag. Kaum zu dem alten Duval zurückgekehrt, erinnerte er sich wieder an seine Rolle und fragte nach dem Preise dieser Stube mit dem Alkofen.

„Vierzig Livres monatlich," entgegnete der Seiler.

„Aber, mein Himmel, dafür bekommen wir bei mir zu Hause eine ganze Etage." —

„Mit Meubles, mein Herr?" —

„Ja, mein Herr, mit Meubles, wenn es noch fünf Livres wären. —

„Wo denken Sie hin, hier in Paris . . . ."

„Freilich, freilich, es ist hier Alles erschrecklich theuer — — indeß . . . ."

„Nun, ich dächte," nahm Hurbain das Wort, „ich dächte, die Herren erlaubten mir, den Ausschlag zu geben."

„Mit Vergnügen," sprach Duval, in der verbindlichen Weise eines alten Franzosen.

Lenard schwieg und seufzte halb laut: „Indeß bitte ich zu bedenken, daß es über meines Papa Geldbeutel hergeht — und daß Mama gesagt hat . . . ."

„Gut!" rief Hurbain, „dreißig Livres monatlich, werden den reichen Herrn Lenard, der in der ganzen Provence bekannt ist, nicht ins Armenhaus bringen."

„Das wohl nicht, aber . . . ."

„Allons! dreißig Livres — eingeschlagen!" —

„Bon, dreißig Livres!" sprach Duval.

„Zugestanden — vorausgesetzt, daß die Kost und Aufwartung mit eingerechnet sind."

„Ei, davon war ja noch nicht die Rede . . . ."

Doch, wir würden unsre Leser wenig unterhalten

wollten wir ihnen das ganze lange ausgesponnene Gespräch mittheilen, das keinen andern Zweck hatte, als die Familie des Seilers zu überzeugen, daß der junge Miethsmann ein ächter, reicher Knauser aus der Provence sei.

Kaum zurückgekehrt in sein Cabinet, lachte der junge Seigneur laut auf über den bis jetzt gelungenen Streich und erhöhete sein Versprechen auf eine lebenslängliche Pension von 3000 Livres für Hurbain und 6000 jährliche Rente für sein Opfer, als Beweis, daß er für diesmal ernstlich verliebt war. —

In einer Hinsicht glich der junge Herzog seinem Vater, dem Marschall Richelieu, auf ein Haar — geizig in allen andern Dingen, war er verschwenderisch bis zum Wahnsinn, wo es galt seinen Leidenschaften zu fröhnen. —

Tages darauf bezog der junge Herzog von Fronsac das Haus des Seilers, wo man ihn vertrauungsvoll und freundlich aufnahm.

Vater Duval, mit seinem Handel beschäftigt, achtete wenig auf Lenard und die beiden Söhne des Seilers, junge Leute, im Alter des Herzogs, gaben ihm Beweise von offener Freundschaft. Vorzüglich gewann bald der ältere derselben, Namens Hilaire, eine warme Zuneigung für Claude Lenard, dessen hohen Rang er nicht ahnete. Zutraulich erbot er sich, ihn in der ganzen Stadt herum

zu führen, um ihm alle Merkwürdigkeiten derselben zu zeigen, was dem jungen Herzog aber nicht angenehm war, da er fürchten mußte, in seiner Kleidung erkannt zu werden.

Alle diese Verhältnisse waren indeß dem jungen Herrn aus der großen Welt so neu und interessant, daß er behauptete, nie sich besser unterhalten zu haben, als in der gemüthlichen Gesellschaft dieser einfachen Arbeiter. Es war ihm ein ganz neues Leben, das er hier sah und führte; indeß wendete er seine mehrste Zeit an, sich den Weg zum Herzen des jungen Mädchens zu bahnen, wobei er sich jedoch die Schwierigkeit des Unternehmens nicht mehr länger verbergen konnte. — Ungeduldig, sein Ziel zu erreichen, drückte er sich bald deutlicher aus, ohne jedoch ganz seine Maske abzunehmen.

Anfangs hörte Mariane seine verblümten Erklärungen lächelnd und scherzend an. Eines Morgens aber war er mit ihr allein und wurde dringender. Er zählte ihr alle die Vortheile auf, die er seiner Frau bieten könne, z. B. 6000 Livres Rente, einen Mahlschatz von 10,000 Livres — da fiel ihm aber die Seilerstochter plötzlich ins Wort:

„Herr Lenard," sprach sie, „das ist mehr als nöthig, um einem bürgerlichen Mädchen, aus dem Viertel St. Innocent, den Kopf zu verdrehen, zumal wenn sie dazu noch einen so hübschen Mann erhält

wie Sie sind. Ich bedaure deshalb um so mehr, daß ich Ihr Erbieten nicht annehmen kann, da ich schon liebe und geliebt werde, also auch verlobt bin." —

„Wie?" rief der Herzog, „Sie haben einen Geliebten, den Sie mir vorziehen? Ich habe ihn ja noch nie gesehen?"

„Er ist abwesend und dient im Regiment Lamothe-Houdaucourt als Sergeant. Sein Obrist achtet ihn, und in zwei Monaten wird er Urlaub erhalten, um mich zu heirathen."

Diese offen und ruhig vorgebrachte Erklärung machte den Herzog im höchsten Grade betroffen; da er in die schöne Seilerstochter jetzt ernstlich verliebt war, so ließ er sich durch diese Mittheilung nicht abschrecken und setzte seine Bemühungen fort. Hurbain, der hier als Verwandter einige Bedeutung hatte, unterließ es auch nicht, den Sohn seines Freundes und dessen Vermögen sehr zu loben; allein Vater George wurde dadurch eben so wenig bewegt, wie das Herz seiner Tochter.

Unter diesen Umständen lud Hilaire eines Sonntags Nachmittags Lenard zu einem Spaziergange ein, was dieser nicht länger ablehnen konnte. Beide nahmen ihren Weg nach dem Garten des Arsenals, der damals dem Publikum noch offen stand, wählten dort die einsamste Stelle, und als Hilaire sich mit seinem Genossen allein befand, begann er:

„Weißt Du, Lenard, daß mich die obwaltenden Verhältnisse tief betrüben? Du liebst meine Schwester und Mariane kann Dich nicht wieder lieben, weil sie schon einem wackern Burschen verlobt ist, der uns Allen theuer ist, obgleich er Dir so weit nachsteht, wie der Notre Dame die bescheidene Kirche von St. Pierre aux Boeufs; allein wo das Herz spricht, da muß jedes Interesse schweigen. Entschließe Dich daher, eine Andere zu wählen; — das wird Dir bei Deinem Reichthum nicht schwer werden, und verzichte auf die, welche Dich leider nicht besitzen will und kann."

Der Herzog war wenig geneigt, diesem klugen Rath zu folgen. Solche reiche, vornehme Herren glauben mit ihrem Gelde und ihrem Ansehen Alles erreichen zu können. Er deutete an, daß er als Milchbruder des Herzogs von Fronsac viel vermöge und im Stande sei, auch ihm die glänzendsten Aussichten zu eröffnen; er ließ Gold vor seinen Augen blitzen und versprach dem jungen Seiler goldene Berge, wenn er seine Absichten auf seine Schwester begünstigte.

Doch das Alles half nichts. Hilaire war einer jener reinen Seelen, die weder durch den Glanz des Ranges noch des Goldes sich blenden lassen. —

„Ich beschwöre Dich," bat er endlich, „ein andres Haus zu wählen und nicht vergeblich die Ruhe und den Frieden des unsrigen zu stören."

„Welche Anmaßung!" rief der Herzog, „mich aus meinem Recht vertreiben zu wollen! — ich habe auf drei Monate gemiethet und keine Macht der Erde kann mich bewegen, davon nur einen Tag aufzugeben." —

Der Streit darüber wurde heftiger; endlich kehrte der Herzog seinem jungen Freunde den Rücken. Als aber Hilaire zwei Tage darauf über den Platz des Chevaliers du Guet ging, hielt ein Fiaker an, die Thür desselben wurde geöffnet, ein Polizeibeamter stieg aus und verhaftete den jungen Seiler kraft eines lettre de cachette. Er wurde nach dem Fort Brescau gebracht, und sollte dort für die Dauer seines Lebens verbleiben.

Das war der erste Gewaltstreich des Edelmannes gegen den armen Bürger.

Wem schaudert nicht bei dem Gedanken nur an die Möglichkeit eines so entsetzlichen Mißbrauchs der Macht, die damals historische Wahrheit war, wo es nur des Handbillets eines Edelmanns bedurfte, um von irgend einem Machthaber einen geheimen Verhaftsbefehl (lettre de cachette) auszuwirken, auf dessen Grund der rechtlichste Mann, in geheimnißvoller Stille, seiner Freiheit beraubt werden konnte. — Der Himmel bewahre uns vor jeder Rückkehr ähnlicher Zeiten, und doch giebt es

noch Viele, die in dieser Glanzperiode eines sittenlosen Hofadels alles Heil der Welt erblicken wollen.

Der junge vornehme Wüstling hatte nur eines einzigen Besuchs bei dem Grafen von St. Florentin, nachmaligem Herzoge von La Villière, bedurft, um sich jenes Ueberlästigen zu entledigen. Bei der unglücklichen Seilerfamilie fuhr er aber jetzt in seinen Bemühungen fort, und vergoß heuchlerische Thränen, um seine Theilnahme am unbegreiflichen Verschwinden des geliebten Sohnes und Bruders dieser redlichen Familie, die ihn so vertrauungsvoll aufgenommen hatte, zu erkennen zu geben; doch bei dem Allen machte er nicht die geringsten Fortschritte in der Gunst Marianens.

Nun glaubte er seine Operationen gegen den armen Unterofficier spielen lassen zu müssen, da er in der bevorstehenden Ankunft ihres Verlobten noch das einzige Hinderniß seiner abscheulichen Pläne sah. — Ein Besuch des jungen Seigneur bei dem Kriegsminister hatte die Folge, daß den Corpscommandanten verboten wurde, dieses Jahr den Unterofficieren den geringsten Urlaub zu ertheilen.

So mußten viele brave Männer und redliche Familien leiden, um einem jungen hochadeligen Libertin den Sieg über die Tugend der Tochter eines ehrlichen Bürgers zu erleichtern, denn auch Marianens Verlobter erhielt keinen

Urlaub und konnte also auch in diesem Jahre ans Heirathen nicht denken.

Mit deste größerer Lebhaftigkeit der Leidenschaft bestürmte nun dessen Rival das arme Mädchen mit der Bitte um Gegenliebe; Alles aber war vergebens. Dadurch auf's Aeußerste gebracht, nannte endlich der junge Miethsmann seinen wahren Rang und Namen und versuchte den gespielten Betrug mit seiner ungeheuren Leidenschaft zu entschuldigen. Zugleich schlug er Marianen eine heimliche Heirath vor. —

Das Mädchen war erschrocken, blieb aber unerschütterlich bei ihrer Weigerung.

Am folgenden Tage früh, um die Zeit als der Herzog unter dem Incognito eines Herrn Lenard auszugehen pflegte, rief ihn der Seilermeister an und bat ihn ehrfurchtsvoll, ihm in einen entfernt von den übrigen Zimmern belegenen Saal zu folgen. — Hier dankte er ihm für die seiner Tochter zugedachte ausgezeichnete Ehre und fügte hinzu:

„Mariane, mein gnädigster Herr, kann nie Ihre Gemahlin werden; wir unbedeutende Bürgersleute halten aber noch zu viel auf Ehre und Tugend, um zugeben zu können, daß sie Ihre Maitresse werde. Da Sie uns Ihren Rang gestanden, so wird nichts Ihren längern Aufenthalt in diesem Hause rechtfertigen. — Ich weiß Ihr Hôtel, gnädigster Herr," fuhr er fort, „und werde so

frei sein Ihre Sachen dorthin bringen zu lassen. Bei Allem, was heilig ist, beschwöre ich Sie, uns zu verzeihen und eine Familie nicht noch unglücklicher zu machen, deren Ruhe und Frieden Sie schon mehr als zu sehr gestört haben. Geben Sie Ihre Bewerbungen auf, die doch immer ohne Erfolg bleiben werden; der Ruf meiner Tochter würde nur darunter leiden und ich kann nicht glauben, daß ein Herr von solcher Geburt eine redliche Bürgerfamilie, die ihn arglos mit Freundschaft aufgenommen hat, mit Undank belohnen werde. Schließlich ersucht Sie noch ein unglücklicher Vater, sich für die Freilassung seines ältesten Sohnes zu verwenden; Sie werden es ohne Zweifel am besten wissen, auf wessen Veranlassung sich der unschuldige junge Mensch eingekerkert befindet." —

Diese rührenden Bitten machten nicht den geringsten Eindruck auf den jungen Wüstling. Immer noch glaubte er durch Gold Alles erreichen zu können. Er bot dem Vater enorme Summen für die Ehre seiner Tochter und ging von Bitten zu Drohungen über; am Ende schwor er wüthend, die Schmach einer solchen Weigerung, die seinen ganzen Stand beschimpfe, schrecklich zu rächen.

Duval blieb unerschütterlich bei den Grundsätzen der Rechtlichkeit, unzugänglich dem Eigennutz oder der Menschenfurcht. Er kannte die Macht der damaligen Aristo-

kratie; aber er vertraute auf Gott und sein gutes Recht. Zuletzt erklärte er bestimmt und mit der Festigkeit des redlichen Mannes, der Herzog müsse sein Haus meiden; er drohte sogar, durch die Hartnäckigkeit dieses Unverschämten auf's Aeußerste gebracht, sich bei dem ersten Präsidenten des Parlaments, ja beim Könige selbst zu beschweren.

Fronsac war sich bewußt, daß er schon durch andre Jugendstreiche dieser Art den Unwillen der Königin gegen sich aufgeregt habe, und deshalb trug er Bedenken sein jetziges frevelhaftes Beginnen laut werden zu lassen. Er verließ daher das Haus des durch ihn gestörten Friedens, doch nicht ohne heftige Verwünschungen, nachdem er geschworen, an diesem infamen Bürgernest eine Rache zu nehmen, von der ganz Paris widerhallen solle.

Der erschrockene Duval ging zum Grafen Lamothe-Houdaucourt, der sich damals gerade in der Hauptstadt befand und er erzählte ihm, was vorgefallen war.

Der Graf war ein Mann, der mehr Herz als Kopf besaß. — Tapfer bis zur Tollkühnheit, ließ er sich am Hofe durch eine seltene Bescheidenheit, die in Schüchternheit ausartete, alle Vortheile entgehen, die er wegen seiner Dienste und Familienverbindungen hätte haben können. — Deshalb entsetzte er sich bei dem Gedanken, gegen den

Herzog von Fronsac und dessen so mächtigen Vater, den Premierminister, Marschall von Richelieu auftreten zu müssen, wozu ihn sein edles Herz so dringend aufforderte. Da er nicht die Härte hatte, dem unglücklichen Duval seine so gerechte Bitte abschlagen zu können, so versprach er zwar demselben seinen Schutz, gerieth aber in große Verlegenheit, wie er ihm helfen solle.

Indeß ging er doch zu dem alten Richelieu, im Vertrauen darauf, daß dieser hohe Staatsmann Rechtlichkeit genug besitzen werde, seinen Sohn von weiteren Excessen gegen die unglückliche Seilerfamilie abzuhalten.

„Bester Graf," gab ihm derselbe zur Antwort, „ich mische mich nie in die kleinen Galanterien meines Sohnes, überzeugt, daß das Mädchen, das laut Nein ruft, bald leise Ja sagen wird. Die Einkerkerung des jungen Mannes ist indeß ungerecht und ich werde in diesen Tagen beim Herzoge la Villière dessen Freilassung auswirken." —

Der Graf, mit dieser Aeußerung zufrieden, theilte sie dem Seiler mit und glaubte damit die Sache abgemacht zu haben. In dieser Ueberzeugung rieth er dem Meister Duval, nichts weiter zu verlangen, zumal da er auch hoffe, beim Kriegsminister den Widerruf der Urlaubsversagung der Unterofficiere zu bewirken.

Der aus der Seilerfamilie vertriebene Herzog von Fronsac war in sein Hôtel zurückgekehrt. Seine Gemüths-

bewegungen waren so heftig, daß er sich den ärmlichen Rock des Provençalen vom Leibe riß und ihn mit Füßen trat. — Sein Kammerdiener hatte Mühe, ihm den Schlafrock von Goldbrocat überzuwerfen, so focht er mit den Armen und rannte wie unsinnig auf und nieder.

„Hurbain soll kommen!" schrie er endlich mit einem Tone, den man für das Brüllen eines Löwen hätte halten können, wäre nicht das Weinen eines unartigen Kindes durchzuhören gewesen. „Hurbain, augenblicklich, oder ich jage Euch Alle zum Teufel!"

Zitternd und mit demüthig niedergeschlagenen Blicken trat der Gerufene herein. — Ein listiges Aufblitzen seiner graugrünen Augen verrieth indeß bald, daß er schon vorbereitet sei auf das Wetter, das sich jetzt entladen sollte.

„Schurke!" schrie der Herr und schüttelte den greisen Diener, daß ihm die trockenen Glieder klapperten, „welcher Satan hat Dir die Frechheit eingegeben, Deinen Herrn so auf's Glatteis zu führen, daß eine lumpige Bürgercanaille sich unterstehen durfte, einen Herzog von Fronsac aus seinem Hause zu weisen — als Onkel hättest Du die unbegreiflichen Capricen dieser albernen Gans, dieses reizenden Engels, wollte ich sagen, besser kennen sollen, um mich nicht den Launen einer elenden Grisette bloszustellen, die dumm genug ist, einen pauvern Unterofficier einem Seigneur, wie ich bin, vorzuziehen!" —

„Gnädigster Herr . . . .“

„Schweig, Bestie! Du hast nur noch zu wählen, ob ich Dich halb todt prügeln lassen, oder auf ewige Zeiten in die Bastille schicken soll.“ —

„Das Erstere, gnädigster Herr, wenn es beliebt, antwortete Hurbain mit einer Ruhe, die seltsam contrastirte gegen die unbegrenzte Heftigkeit seines jungen Herrn und diesem gewissermaßen imponirte. —

„Du zeigst einen eignen Geschmack in der Wahl,“ fragte Dieser mit einem Anflug von Laune, „nun wahrhaftig, um sich eine colossale Tracht Prügel auszubitten, muß man doch sehr bedeutende Gründe haben.“

„Welche wichtigern könnte ich haben, als die, daß ein gefangener Mann Eurer Gnaden nicht mehr dienen kann, ein geprügelter aber doch immer noch so viel Leben behalten wird, um eine neue Intrigue durchzuführen, die zugleich Eure Gnaden an dieser Bürgercanaille rächen und Ihnen die kleine Thörin ohne Weiteres in die Arme werfen wird!“ —

„Hurbain!“ rief der Herzog wie berauscht, indem er den alten Fuchs umarmte, „Du bist ein göttlicher Satan, laß hören.“ —

„Erlauben Sie mir noch einen Versuch der Sühne, gnädigster Herr; ich bin ein frommer Mann, wie die ganze Welt weiß, und möchte es nicht über mein Gewissen bringen, zu sengen und zu brennen, bis ich erst

noch das Letzte versucht habe, die Beute zur Raison zu bringen."

„Versuch's, Gewalt wird nur gerechtfertigt, wenn Güte nichts hilft. — Biete, so viel Du willst, mein halbes Vermögen, aber dieser Engel muß mein sein!"—

Mit dem Tritt des Gleißners beschritt er das Haus, in welches er die böse Saat so heimtückisch ausgestreut hatte. —

„Mein guter Schwager," sprach er, den alten Seiler bei Seite ziehend, „was mich herführt, ist nur die Sorge für Euer Glück. — Ich habe nicht schlafen können vor Kummer und Sorgen über die Unruhen, die Euch mein gnädigster Herr veranlaßt hatte, der so unglücklich ist, die kleine Närrin, Eure Tochter zu lieben. — Heirathen freilich kann er sie nicht, wenigstens so lange nicht wie sein Vater lebt, der stolze Minister; aber ist es nicht schon eine große Ehre für ein armes Bürgermädchen, die Favorite eines großen Herrn zu sein? — ist es nicht ein Glück für eine Familie, die, wie die Eurige, im Schweiße des Angesichts ihr Brod essen muß, so urplötzlich mit Gnaden, Ehren und Reichthümern überschüttet zu werden? — Und was ist es denn weiter? — mein gnädiger Herr ist ein hübscher junger Mann, der schon hundert Grisetten den Kopf verdreht hat — die

Eurige wird auch schon Geschmack an ihm finden — l'appetit vient en mangeant! — und wie lange wird es dauern, so ist er ihrer müde — sie ist dann reich und kann dann immer noch, wenn es ihr gefällt, ihren kleinen Sergeanten glücklich machen. — Wie — eine halbe Million für die erste Einrichtung — hunderttausend Francs Renten — glänzende Equipage — Loge im Theater — eh bien! — Ihr schweigt?" —

„Weil ich eben überlege, mit welchem Tauende ich Dich zum Hause hinausprügeln soll." —

„O, bemüht Euch nicht, mein guter Freund! — ich gehe schon; aber wundert Euch nicht, wenn Euch ein rother Hahn auf's Dach fliegen sollte." —

Damit zog er sich eiligst zurück.

Duval theilte diese Drohung, deren Sinn er verstand, seinem Sohne Hilaire mit. —

„Hm," entgegnete Dieser, „fähig wäre der alte Sünder eines solchen Schurkenstreichs — ein Glück, daß Sarrazin (so hieß Marianens Verlobter) bald kommen wird; dieser, ich und unser Phylax werden getreue Wache halten, daß kein Mordbrenner sich unserm Hause nahe, und Mariane darf um keinen Preis ausgehen, bis sie die Frau des Sergeanten geworden ist."

Mariane blieb zu Hause und alle Versuche des verliebten Herzogs scheiterten lange an der Vorsicht dieser in tausend Aengsten lebenden Familie.

Während Hurbain den letzten Versuch bei der ehrlichen Seilerfamilie gemacht hatte, fuhr der Herzog von Fronsac bei dem Marschall von Richelieu vor, um ihm seinen Morgenbesuch zu machen.

„Ich komme, mein gnädiger Herr Vater," leitete er diesen, wie gewöhnlich, mit einem Handkuß ein, „mich zu erkundigen, ob Eure Excellenz wohl geruhet haben?" —

„Nichts weniger; ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen und Du trägst allein die Schuld davon."

„Ich, Papa? — Sie erschrecken mich!"

„Ja, wegen Deiner lächerlichen Liebesgeschichte, worüber ganz Paris sich amüsirt. Ich, zu meiner Zeit, hatte mehr Mühe, mich der zärtlichen Gefühle der Weiber zu erwehren, als sie ihnen einzuflößen."

„Mein Vater, Sie beschämen mich; Sie machen es mir damit zur Ehrensache, das Aeußerste zu wagen. Ich empfehle mich Ihrem Schutz für den Fall, daß eine That geschehen sollte, die ganz Paris in Erstaunen versetzen wird." —

„Haha!" lachte der Marschall, „pourquoi tant de bruit pour une omelette — so viel Tragik um eine Grisette?" —

„Apropos," rief ihm der alte Herr nach, als der seiner würdige Sohn so eben im Begriff war, sich mit drei tiefen Verbeugungen zurückzuziehen, „eine Neuigkeit noch, die Dich interessiren wird: der Verlobte Deiner

Dulcinea von Toboso hat Urlaub zum Heirathen erhalten, und wird in diesen Tagen in der Rue de la Ferronnerie die Hochzeit des Camaccho aufführen." —

„Urlaub?" rief der Herzog, indem er zur Salzsäule erstarrte, „ha! wer hat mir das gethan?" —

„Der Kriegsminister, auf Verwendung des närrischen Grafen von Lamothe, der die Marotte hat, alle Menschen glücklich machen zu wollen." —

„Lamothe? den Schurken werde ich fordern auf Leben und Tod." —

„Wird dem alten Degen eben recht sein; er hat die Gewohnheit, seine Gegner im Duell wie Lerchen aufzuspießen." —

„Wie Lerchen? — so? — ei?" sprach der Herzog mit verlängerten Gesichtszügen, „ich meine nun, ein Herzog von Fronsac ist nicht gemacht, um wie eine Lerche behandelt zu werden; aber er wird es verstehen, wie ein Geier seine Beute zu ergreifen!"

Nach drei Tagen meldete sich ein junger Mann bei dem Seiler Duval in der Straße de la Ferronnerie, um ein Logis zu miethen. Sein Aeußeres war nicht besonders Zutrauen einflößend. Es giebt eine leserliche Schrift auf menschlichen Gesichtszügen, die da heißt: Nähet eure Taschen zu, verwahret Feuer und Licht und

nehmt euere Frauen und Mädchen in Acht, denn dieser Mensch ist schon durch alle Schulen des Lasters gegangen und für Geld zu Allem fähig!"

Allein das gute Gewissen macht redliche Menschen oft unfähig, den Verbrecher in den glatten Zügen der conventionellen Höflichkeit zu erkennen. Eine Erfahrung pflegt sie selten klug zu machen. Ihre Menschenliebe hält alle Welt für so ehrlich, als sie selbst sind. Die Schrift auf Lorison's Zügen war diesen guten Leuten nicht lesbar. Zudem bildete der Miethzins von ihrem großen Hause eine Quelle ihres Erwerbes und überhaupt pflegen in großen Städten die Wirthe sich wenig zu kümmern um die Moralität und das Thun und Treiben ihrer Miethbewohner. — Genug, dieser Lorison, der übrigens elegant gekleidet war und für einen Monat ohne zu handeln in blanken Louis vorausbezahlte, bezog Chambre garni im Hause des Seiler Duval.

Die erste Nacht verging ruhig; am folgenden Tage machte Lorison, der als gewandter Mensch sehr liebenswürdig sein konnte, Bekanntschaft mit der Seilerfamilie und ließ sich im ganzen Hause herumführen.

Ehrliche Bürger haben oft die kleine Eitelkeit, daß sie gern ihre kleinen Herrlichkeiten zeigen, so auch Duval, der seinem neuen Miethsmann, auf dessen theilnehmenden Wunsch, auch das Waarenlager aufschloß und dort nicht ohne Stolz ihm die großen Vorräthe an

Werg, Hanf und Pech zeigte, die dort aufgehäuft lagen.

„Aber nehme Er es mir nicht übel, Vater Duval," sprach der Fremde, „das scheint mir doch sehr feuergefährlich zu sein, — angenommen, daß ein böser Bube sich hier Nachts auf den Hof schliche und in diese, des Luftzuges wegen geöffnete, Fensterluke ein Bund brennender Schwefelfaden hineinwürfe, so würde nach wenig Minuten Euer ganzes Haus in Flammen stehen. Ihr habt es doch hoch genug assecurirt, besonders das Waarenlager?" —

„Wozu, mein Herr? — ich thue Niemandem etwas zu leide, wer sollte so hartherzig sein, einem alten Manne seine ganze Freude, seine stille friedliche Wohnung zu zerstören und eine redliche Familie an den Bettelstab zu bringen?" —

„Nun, nun, man kann doch nicht wissen, es giebt Bösewichter in Paris — entlaufene Galeerensträflinge — haltet Ihr nicht wenigstens eine Wache, — oder einen Hund?" —

„Wozu eine Wache? — ein gutes Gewissen schläft immer gut und gegen näschige Katzen ist dort mein Phylax ein treuer Wächter."

„Ah, Phylax — ein schöner Hund, ein prächtiges Thier! — wenn auch ein wenig alt, doch gewiß ehrlich,

wie sein guter Herr. — Komm her, Phylax, wir müssen Freunde werden!" —

So beschwichtigte er sein Knurren durch Streicheln und ein Würstchen, das er, Gott weiß durch welchen Zufall, sorgfältig in Papier gewickelt, in seiner weiten Rocktasche trug. Phylax leckte ihm dankbar die Hand, und der Fremde, der sich durch diese Befreundung mit dem treuen Hofhunde bei der redlichen Bürgerfamilie sehr insinuirt hatte, wünschte Allen eine gute Nacht.

So schied er freundlich von Allen, indem sie ihm die Hände schüttelten. Als er an Marianen kam, fragte er noch besonders: „Nun und Sie, Mademoiselle — ein so junges und frisches Blut, bedürfen wohl eines solchen Wunsches nicht. —"

„Glückliche schlafen immer gut," entgegnete sie lächelnd, „ich aber bin eine glückliche Braut, die morgen die Rückkehr ihres Geliebten erwartet, um in acht Tagen Hochzeit zu feiern." —

„Gute Nacht, Du glückliche Braut!"

Gegen Mitternacht winselte der Hofhund und nach kurzem Zucken war er todt.

Vom nahen Thurme des Carmeliterklosters hallten die zwölf schweren Glockenschläge, welche die Geisterstunde verkünden.

Zehn Minuten später schlich ein dunkles Wesen von der engen Treppe hinab in den tiefen engen Hof des Seilerhauses auf der Straße de la Ferronnerie. — Im Hause selbst war es so still, daß man das Picken der hölzernen Wanduhr in der Familienstube hören konnte — es war der Gottesfrieden des häuslichen Glücks, der auf diesem Hause ruhte.

Endlich war das Wesen im grauen Mantel unter dem Fenster des Waarenlagers angekommen. Hier blitzte bald eine kleine Lichtflamme auf und ein blaubrennender Ballen flog durch jene Oeffnung in das Innere des Waarenlagers. — Schwefelgeruch erfüllte den engen Hof. Die dunkle Gestalt horchte und lauschte — nicht lange, so knisterte es da drinnen und eine gelbe Flammenzunge leckte hinaus durch das Luftloch ins Freie — prasselnd schlug im nächsten Moment schon die Gluth empor und ein schwarzer Dampf von brennendem Pech und Theer rollte sich darüber her — ein röthlicher Schein warf ein seltsames und unheimliches Licht auf die Mauern und kleinen Fenster der Hinterfronte und Nebengebäude — und bald standen auch diese im hellen Brande.

Bis dahin hatte die graue Gestalt mit untergeschlagenen Armen unbeweglich seinem teuflischen Werke zugesehen. — Er horchte auf das leiseste Geräusch, aber in den Schlafzimmern der Bewohner war Alles noch still — indeß das anfänglich leise Knistern des Feuers

war in ein immer lauter werdendes Prasseln übergegangen. —

„Gut, Alles gelungen so weit," sprach der Entsetzliche, dessen bleiche Züge jetzt die Flammen erleuchteten — es war Lorison, der neue Miethsmann — wer sein wüstes Antlitz jetzt gesehen hätte, würde darin die teuflische Freude eines Galeerensträflings über seine gelungene Flucht erkannt zu haben glauben. —

„Allons, nun wird es Zeit sein; bemächtigen wir uns noch in der Eile der Cassette des guten Dummkopfs und lassen sodann die Andern ins Haus." —

Mariane hatte sich in holde Träume gewiegt, das Unheil nicht ahnend, das ihr schon so nahe war.

Allmälig aber gingen die heitern Bilder ihrer Phantasie in beängstigende Traumgesichter über — es knisterte und prasselte wie Flammen um sie her, durch ihre geschlossenen Augenlider drang eine seltsame Helle — der Athem wurde ihr immer schwerer — erstickender Rauch schien ihn zu hemmen — es war ihr, als habe ein Engel durch das Himmelsfenster sie einen Blick in den Abgrund des Höllenpfuhls thun lassen, um ihr den jungen Herzog zu zeigen, der das Vertrauen ihrer Familie so schändlich getäuscht hatte — sie sah ihn zucken — ein Anflug von Mitleid bemächtigte sich ihres Her-

zens — seine Schuld war ja Liebe, und was verzeiht ein weibliches Herz leichter, als Liebe! Flehend hob er seine Hände aus den Flammen empor — und sie streckte die ihrigen ihm zu — um ihn zu retten; aber fest, wie das Verhängniß, klammerte er sie daran — und zog sie hinab — schwebend über dem höllischen Feuerpfuhl sank sie immer tiefer, ohne Macht sich zu regen. —

„Feuer! Feuer!" erscholl es plötzlich und grausig in ihrer Nähe und sie erwachte, aber nur zum halben Bewußtsein — Flammen zuckten und prasselten um sie her — Feuerruf und Rennen und Retten und Noth — Männer nahten sich ihrem Bette, schwarz im Gesicht, wie Teufel — und der Schreck warf die Aufspringende wieder zurück auf ihr Lager — im entsetzlichen Augenblick war eine tiefe Ohnmacht über sie gekommen. — Nur mit dem Hemde bekleidet, wurde sie aus ihrem Bett gerissen und in Decken gehüllt durch die Flammen getragen — wohin? hatte Niemand im Tumult bemerkt. —

Aber in einem nahe, doch einsam, inmitten eines Gartens belegenen Hause hatte der schlaue Hurbain für den Herzog von Fronsac eine Wohnung gemiethet. Dort befand er sich selbst in der höchsten Unruhe — das Lärmen und Laufen in der engen Straße, der Feuerruf, das Trommeln und Horngetön und das donnernde Rollen der Spritzen ertönte um so schauriger von fernher und erfüllte ihn mit eben so viel Entsetzen, als geheimem Ver-

gnügen. — Nun trat er an das mit Vorhängen verhüllte Fenster und zog diese zurück, und gräßlich war der Feuerschein, der die Straße röthete und alle die Tausende von Gesichtern, auf denen sich Schreck und des Entsetzen malte. —

Plötzlich wurde die Thür des Zimmers aufgerissen, in dem er sich befand; eine bleiche magere Menschengestalt stürzte herein, das Gesicht ein Bild des Hohns und Grausens zugleich. —

„Ist sie verbrannt?" — rief der Herzog aus, indem er selbst vor diesen Zügen erschrak. —

„Noch nicht, zum Glück," war die Antwort, „aber unser Spitzbube, der bis dahin Alles wohlgemacht hatte, war vom Teufel des Mammons geblendet und hatte sich zu lange bei seinen kleinen Privatangelegenheiten aufgehalten, so daß unsre Leute förmlich das Haus stürmen mußten." —

„Nun und weiter — weiter." —

„Da ist sie." —

„Ohnmächtig!" —

„O Himmel, wie reizend!" —

„Benutzen Sie den Augenblick, gnädigster Herr, er wird nicht leicht so günstig wiederkehren." — —

„Fort! fort!" —

Allein blieb der vornehme Frevler mit der schönen Ohnmächtigen und ....

Gräßlich! — gräßlich! —

Man hatte einen Sturm erwartet — Schelten, Vorwürfe, Thränen, — von der Unglücklichen, als sie zum Bewußtsein zurückkehrte — nichts von dem Allen geschah.

Blaß, wie eine Todte, saß sie da mit übereinander gefalteten Händen, und ihre Augen waren starr vor sich hingerichtet gegen den Boden. Hurbain hatte ihr einen Mantel um die schönen nackten Schultern geworfen — sie schien es nicht zu bemerken. Vor ihr auf den Knieen lag Fronsac und beschwor sie mit Thränen einer kurzen Reue, ihm den rohen Ausbruch einer unauslöschlichen Leidenschaft zu verzeihen — es sei unmöglich gewesen, ihren Reizen zu widerstehen — sie schien ihn weder zu hören, noch zu sehen.

Er beschwor sie in den zärtlichsten Ausdrücken, nun auch ihm das Herz zu schenken, da er ihren Körper ja schon besitze.

„Mein Herz haßt Dich," sprach sie in dem kältesten, leidenschaftslosesten Tone, „meine Seele verachtet Dich, aber mein Leib, der für mich keinen Werth mehr hat, gehört dem Verbrecher, der ihn raubte."

Man ließ sie allein, um sich anzukleiden; denn Hurbain hatte bei der Entführung einen Arm voll ihrer Kleidung mitgenommen.

Auf einem Tische lag ein Messer, das man vergessen hatte fortzunehmen. Mariane ergriff es mit einem Anflug von Freude und zuckte es gegen ihre Brust.

„Nein, noch nicht!" rief sie, nach kurzem Besinnen, „ungerächt darf ich nicht sterben." —

Man brachte sie in der folgenden Nacht fort von diesem Hause der Schmach, um sie in ein andres zu führen, das noch einsamer belegen und, mit einem Garten und hoher Mauer umgeben, von dem Gehülfen des Herzogs angekauft war. —

Mariane ließ ihre zweite Entführung ohne Widerstand geschehen; doch tief im Innern ihrer Seele brüteten Pläne, zu deren Ausführung ihr nur noch die Kraft der Verstellung fehlte.

Der Herzog umgab sie mit einer zahlreichen Dienerschaft, schenkte ihr die prächtigsten Kleider, Geräthe und Juwelen; ihre Tafel war täglich mit den köstlichsten Speisen und Getränken besetzt; aber alle Versuche, ihre Liebe zu gewinnen, glitten an der Marmorkälte des Opfers seiner Verbrechen ab.

Die Feuersbrunst und deren bald bekannt gewordene Veranlassung hatten indeß allgemeines Aufsehen in Paris gemacht. Alle Behörden, der Civillieutenant, der Criminallieutenant, der Gouverneur von Paris und der Erzbischof, so wie der Vorsteher der Kaufmannschaft an der Spitze, beschwerten sich über den hochstehenden Mordbrenner beim Könige. Sie wurden dabei noch vom Präsidenten und dem Generalprocurator des Parlaments unterstützt — so allgemein war die gerechte Indignation über diese Schandthat, die bei so vielen Mitwissern bald kein Geheimniß mehr bleiben konnte. — Der König selbst, und die Königin waren darüber entrüstet; allein Jener wagte nichts ohne den allgeltenden Premierminister Richelieu zu thun; die Königin selbst war ohne Macht.

Der Marschall aber erkannte die drohende Gefahr, die über dem Haupte seines mehr als leichtsinnigen Sohnes schwebte. Er temporisirte und intriguirte, nur um Zeit zu gewinnen, mit der Familie Duval ein Abkommen zu treffen. Das gelang zwar endlich; aber es kam ihm theuer zu stehen. Das Haus mit dessen ganzem Inhalt war eine Beute der Feuersbrunst geworden. Mariane mußte für in den Flammen umgekommen gelten. Der Ersatz für einen solchen Verlust ließ sich nicht leicht bestimmen. Zuletzt beendigte eine Summe von zweimalhunderttausend Francs, die man den Seiler anzunehmen zwang, zwar nicht den Scandal, aber doch die

Rechtsfrage; und schon glaubte man Alles vertuscht zu haben, als ein Spottgedicht erschien, das ganz Paris in neue Aufregung versetzte, und mit den Worten begann:

„Für das Vergnügen eines Tages geh' ganz Paris zu Grunde!"

Mariane war indeß in der Gewalt des Räubers ihrer Ehre geblieben. Sie wurde so gut bewacht und die Localität war so vorsichtig gewählt, daß sie, so viel sie auch sann, keine Möglichkeit sah, aus ihrer traurigen Gefangenschaft befreit zu werden, und mit der Außenwelt nur die geringste Verbindung anzuknüpfen. Ihr Verstand begriff, daß sie aus dieser entsetzlichen Lage sich nur durch List befreien könne. Die Klugheit trieb sie dazu, während ihr Gefühl sich dagegen sträubte. — So entschloß sie sich denn endlich, gegen den Elenden, den sie so tief verachtete, eine allmälig erwachende Zuneigung zu heucheln.

Der Herzog von Fronsac hielt sie zwar stets unter Hurbain's Aufsicht eingeschlossen, aber er ließ ihr Alles zukommen, was der Luxus jemals erfunden hatte, um das häusliche Leben angenehm zu machen. Mariane hatte früher Alles verschmäht und die köstlichsten Gerichte unberührt stehen gelassen; allein jetzt fing sie an, davon zu genießen und ihm für seine große Güte und Nachsicht, womit er sie behandelte, freundlich zu danken. — Fronsac war darüber bis in den dritten Himmel entzückt

und für jeden lächelnden Blick, der ihr eigenes Herz verwundete, für jeden Kuß, den sie ihm innerlich schaudernd gewährte, gestattete er ihr, gegen Hurbain's Abmahnung, eine kleine Freiheit nach der andern mehr.

Doch es war noch eine andre Intrigue nothwendig, die ihrem bessern Gefühl noch eine weit größere Ueberwindung kostete. Unter der zahlreichen Dienerschaft, die sie umgab, bereit, ihrem leisesten Winke zu gehorchen — nur mit Ausnahme jedes Gebots, das sie mit der Außenwelt in Berührung bringen konnte — befand sich ein junger Mensch von feinerer Bildung, dessen brennende Blicke ihr verriethen, daß er zum Sterben in seine schöne junge Herrin verliebt sei. Mariane beschloß, davon Vortheil zu ziehen.

Ein paar freundliche Worte reichten hin, dem furchtsamen jungen Menschen Hoffnung zu machen. So erfuhr sie denn durch ihn, daß ihr Bruder und ihr Geliebter zurückgekehrt seien und daß Beide, düster und unglücklich lebend, die Schwester und Braut für umgekommen in den Flammen hielten. — Man denke sich die Ueberraschung Beider, als eines Abends ihrem Bruder geheimnißvoll ein Briefchen zugesteckt wurde, dessen Handschrift er sogleich als die Marianens erkannte. —

„Sie lebt!" — schrie Hilaire auf, der zuerst diese Entdeckung gemacht hatte und der Verlobte der Ent-

führten stürzte sich, wie wahnsinnig vor Freude, in die Arme seines Freundes.

In einfachen rührenden Zügen hatte Mariane den Ihrigen ihr Geschick enthüllt und um nichts gebeten, als sie um das Eine beschworen, ihr entsetzliches Geschick eben so furchtbar zu rächen.

Dem armen Hilaire brach das Herz. Eine Stunde lang überließ er sich der ganzen Gewalt seiner Verzweiflung. Marianens Geliebter wurde wüthend, als er aus ihren Andeutungen den ganzen Umfang des Verbrechens ahnte. Er schwor dem Verführer den Tod. — Der Ueberbringer dieses Briefchens war eben jener verliebte junge Bediente gewesen, der denn auch, da er viel Hingebung für die arme Mariane und den tiefsten Groll der Eifersucht gegen den Herzog zeigte, mit ins Complott gezogen wurde.

Man hatte indeß das unglückliche Mädchen in die Vorstadt du Roule versetzt, an einen Ort der Wonne, wo man alle ihre Wünsche zu erfüllen suchte. Hilaire dachte jetzt nur an die Befreiung seiner Schwester und umkreisete mit deren Geliebten das einsam belegene Haus. Ein daranstoßender Garten mit einer geheimen Pforte gestattete einen unbemerkten Zugang. Hilaire war entschlossen, sie einzustoßen, doch bedurfte es keiner Gewalt; Mariane hatte die Riegel zurückgezogen; auf den

leiſeſten Druck öffnete ſich das Pförtchen und die Unglückliche warf ſich weinend in die Arme ihres Bruders.

Jetzt erblickte ſie ihren Geliebten, den Sergeanten Sarrazin, der nach einigem Zögern ſie umarmen wollte.

„Zurück, mein armer Freund!“ ſprach ſie, „ich bin Deiner Liebe nicht mehr würdig; aber haſt Du noch einen Funken Freundſchaft für mich, ſo räche meine Schmach.“

Sarrazin ſchwor auf's Neue, die ſchrecklichſte Rache zu nehmen. —

„Gut,“ ſagte Mariane, todtenblaß vor Entſetzen, „der Böſewicht erfülle ſein Geſchick. — Auf Morgen Nacht um ein Uhr hat er mir einen ſeiner verhaßten Beſuche zugeſagt. Ihr werdet durch das Haus in den Garten kommen und, in einem Cabinet verborgen, die Ankunft des Verbrechers erwarten.“ —

Die Leidenſchaft der Rache hatte ſie verblendet; anſtatt ſogleich zu entfliehen, ſollte der Flucht erſt eine Rache vorhergehen, die ihrem empörten Gefühl eine Genugthuung geben ſollte; dann gedachte ſie ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, um den Reſt ihrer Tage in Reue und Buße zu verleben.

Das waren ihre Gedanken; aber ſie hütete ſich wohl, ihrem Geliebten und ihrem Bruder das Geringſte davon zu ſagen.

Der Tag verging den drei Verschworenen unerträglich langsam. Mit einbrechender Nacht schlichen sich Hilaire und sein Genosse, von Mariane geführt, an den bezeichneten Ort, in ein Cabinet neben dem Wohnzimmer Marianens.

Der Herzog kam früher wie gewöhnlich, speisete langsam und schien ungemein heiter zu sein. Plötzlich aber wandte er sich an Mariane, die Mühe hatte, die höchste Aufregung in ihrem Innern zu verbergen.

„Meiner Treu! Mariane," begann er, „ich muß Dir die Erzählung eines meiner Abentheuer zum Besten geben, von der ganz Paris redet. Ein übellauniges Mädchen, das lange die Spröde gemacht, empfing endlich auf gute Manier die Huldigungen eines vornehmen Liebhabers. Er hatte so viele Beweise seiner Liebe gegeben, daß man sich endlich rühren ließ, worauf er jede verletzende Aufsicht unterlassen zu müssen glaubte. Allein," rief er mit erhobener Stimme und drohenden Blicken, „die Betrügerin hatte sich verstellt und nichts Geringeres beabsichtigt, als dem albernen Seigneur, der an ihre Aufrichtigkeit glaubte, das Leben zu nehmen. Zur Ausführung dieses lobenswerthen Plans verständigte sich diese falsche Person mit ihrem geheimen Liebhaber, denn die Damen ihrer Art pflegen immer zwei Liebhaber zu besitzen, den Einen für das Herz, den Andern für den Beutel. Sie hatte auch noch ihren Bruder und einen

andern Schelm ins Complot gezogen. Es handelte sich darum, mitten in der Nacht die Scene des Holofernes zu erneuen; allein hinter dem mörderischen Trio befand befand sich noch ein anderer Tropf, toll genug die Närrin zu lieben, und so albern, ihr als Bote zu dienen. Dieser spionirte aber für eigene Rechnung, und in der Wuth der Eifersucht entdeckte er das Complott und zeigte es dem Herzoge von Fronsac an, der ganz in der Vorfassung sich befindet, es zu rächen."

Die letzten Worte waren laut genug gesprochen, um im anstoßenden Zimmer, so wie im Cabinet gehört zu werden. „Jetzt oder nie," riefen die beiden jungen Leute, öffneten die Thür des Cabinets und stürzten sich wüthend, mit Messern bewaffnet, auf den Herzog; doch ehe sie ihn erreichten, waren auch schon sechs Lakeien des vornehmen Verbrechers durch die andre Thür hereingetreten; sie waren mit Pistolen bewaffnet, die sie augenblicklich abfeuerten. In demselben Moment stürzten Hilaire und Sarrazin, zum Tode getroffen, zu Boden; auch hatte eine Kugel, aus Versehen, wie es hieß, Marianen getroffen, und nach wenigen Minuten waren alle Drei verschieden.

Ein entsetzches Ende, aber eine Wohlthat vom Geschick, um den drei Opfern hochadeliger Lust einen Frieden zu geben, den sie nie wieder im Leben gefunden haben würden.

Diese Gewaltthätigkeit galt für gesetzlich erlaubte Nothwehr. Es wurde überhaupt wenig davon gesprochen, denn Alle, welche dabei betheiligt waren, hatten Ursache zu schweigen oder waren zum ewigen Schweigen gebracht. Die Polizei blieb ruhig, denn die Klagen des unglücklichen Vaters, der nichts beweisen konnte, erschollen umsonst.

Der Herzog von Fronsac machte sich weiter keine Gewissensunruhen darüber. Vom Hofe erhielt er den Wink, sechs Monate auf Reisen zu gehen. Das geschah und er amüsirte sich prächtig.

Nach seiner Rückkehr wurde er von Ludwig XV. in seinen kleinen Gemächern zur Tafel gezogen. Die Marquise von Pompadour war zugegen, sonst Niemand. Die Unterhaltung war ungezwungen, pikant und lebhaft, und Fronsac wußte sich so liebenswürdig zu benehmen, daß er Gnade vor den Augen der Marquise fand, und natürlich dadurch auch dem Könige empfohlen war.

„Nun, Fronsac," begann Ludwig XV. beim Dessert, als die Dienerschaft sich zurückgezogen hatte, „erzähle mir doch die Gefahr, worin Du Dich befunden; die Marquise sagt, die Geschichte sei unterhaltend."

Der Herzog erzählte das entsetzliche Ereigniß mit Heiterkeit und Selbstgefälligkeit, die verrieth, wie sehr er sich darauf etwas zu Gute that. Er verschleierte nichts,

denn er wußte, daß sein König, in Sachen der Galanterie, Alles für erlaubt hielt.

„Man muß gestehen," erklärte der König, nachdem der Herzog geendet hatte, „Du hast glücklich gespielt. Und was hast Du mit dem Angeber gemacht?" —

„Dieser elende Diener, der es gewagt hatte, seine Augen zu der Geliebten seines Herrn zu erheben, dieser Nichtswürdige, der nur, weil er sich getäuscht sah in seiner Hoffnung, süßen Lohn vom Verrath seines Herrn zu ernten, hatte nicht aus Treue für diesen, sondern in blinder Eifersucht das Complott an mich verrathen gehabt, eben noch zeitig genug, um Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können; für diese dreifache Abscheulichkeit empfing er seine gerechte Strafe, er schmachtet auf Lebenszeit im tiefsten Kerker der Bastille." —

„Gut," sprach der König zu den übrigen anwesenden Herren und Damen, die seine intime Gesellschaft bildeten in den kleinen Gemächern, mit dem Lächeln einer leichten Ironie, „das ist die Moral von dieser Geschichte, daß, wenn Zwei dasselbe thun, es nicht immer dasselbe ist; den kleinen Dieb hängt man auf, den großen läßt man laufen oder ernennt ihn zum Kammerherrn der Dauphine. — Ich gratulire, Herr Kammerherr von Fronsac, meine Schwiegertochter Marie Antoinette wird Dich morgen zum Handkusse zulassen."

Erst die Guillotine der Revolution übte Gerechtigkeit in dieser schmachvollen Geschichte; ihr erstes Opfer, nachdem die edlen Häupter Ludwigs XVI. und Marien Antoinettens gefallen waren, war dieser Herzog von Fronsac. —

„Bei St. Denis, Samson," sprach Fronsac, während er sich auf dem Schaffot von seinem Kammerdiener entkleiden ließ, zu jenem berüchtigten Scharfrichter, der bald die Köpfe, die er abgeschlagen hatte, nach Tausenden zählen konnte, „Du wirst gestehen müssen, ich sterbe in guter Gesellschaft, wie ein ächter Edelmann." —

„Wie ein großer Verbrecher!" brüllte ihm eine Stimme in's Ohr, es war die Stimme des Henkerknechts, der ihn jetzt ergriff, um ihn fest zu binden an das verhängnißvolle Bret. „Denke an die schöne Seilerin in Rue de la Ferronnerie — und stirb Elender!"

Fronsac fuhr zusammen und starrte in das bleiche Gesicht mit dem verwilderten Haar und der rothen Jakobinermütze, des Mannes, der ihn, wie mit Geierkrallen, angepackt hatte. —

„Auch Du, Julien — unter meinen Mördern?" —

„Ja, ich, der elende Diener, der es gewagt hatte, seine Augen zu dem Opfer Deiner Lüste zu erheben, der sich keinen schwereren Vorwurf zu machen hatte, als den, daß er damals Dein verruchtes Leben den Dolchen der Rache entzog; den Du zum Dank dafür in die

Bastille sperren ließest, woraus ihn des Volks Entrüstung gegen Tyrannenmacht befreite; derselbe, der Dich in Deinem Versteck aufgesucht hatte, Dich anklagte und der Guillotine überlieferte, durch meine Hand, der des Henkers Knecht wurde, um die arme Mariane zu rächen." —

Das Beil fiel und die Revolution, als eine dunkle Macht des Verhängnisses, als Rächerin der Verbrechen der Großen an der Menschheit, hatte für dies Mal ein gerechtes Richteramt geübt.

Der

Führer zur Teufelsmauer.

Novellette

aus

den Mysterien der Vergangenheit.

Dort unten im Schlieber-Grunde, unweit der Teufelsmauer — bei Blankenburg am Harz — sieht man noch tief im Dornengebüsch, von wildem Hopfen überrankt, die Ueberreste eines alten längst verfallenen Försterhauses. — Ein alter Mann mit weißem Haar, übrigens noch gesund und kräftig, saß dort und schien so in schmerzvolle Erinnerungen versunken zu sein, daß er unsere Annäherung nicht bemerkte. Doch geweckt durch das Rollen eines Gesteins und das Knacken der Zweige unter unseren Füßen, blickte er auf. Da überraschte uns ein tief eingefurchter Zug von Gram auf den edel gebildeten Zügen dieses schönen Greisenkopfes und Thränen blitzten in seinen Augen.

„Was fehlt Dir, Alter?" — redete ich ihn freundlich an.

Der Greis schien diese Frage überhören zu wollen, denn er erhob sich und fragte im bescheidenen Tone: Beliebt den Herren vielleicht ein Führer auf die Teufelsmauer? — Habe so eben Herrschaften dahin geführt

gehabt, die aber weiter gezogen sind — mich indeß zog's hierher, wo es so still und schweigend ist, wie im Grabe.

„Du mußt viel Weh erlebt haben, Alter, solche elegische Gedanken zu hegen."

Ich weiß nicht was die Herren damit meinen, aber ich denke, alte Geschichten kann ich erzählen, zum Todtlachen.—

„Zum Beispiel von der Teufelsmauer drüben?"

Ach, da hat jeder Stein seine eigene alte Geschichte, aber der Teufel kommt in allen vor — der spukt aber auch in neueren Geschichten, die ich selbst erlebt habe; denn Teufeleien giebt es überall in der Welt, wo es große Herren giebt, die unschuldige hübsche Mädchen verführen und berücken. — —

„Diese moderne Teufelei hängt wohl hier mit dem alten Baugeröll zusammen?"

Ja Herr, dieser Grund hier, da drüben am Abhange, wo die alten prächtigen Buchen stehen, hat Blut gesehen, das ich selbst einst vergossen habe, und heute, wie alle Tage, sieht er meine Thränen; aber, wie gesagt, der Teufel hatte auch sein Spiel dabei. —

Es machte einige Mühe, den Alten zum Reden zu bringen, als er aber erst Vertrauen zu uns gefaßt hatte und sah, daß es nicht frivole Neugier war, sondern aufrichtige Theilnahme, so erzählte er folgende Geschichte:

Sehen Sie hier, meine Herren, dort stand vor vielen

Jahren ein kleines, aber reinliches Unterförster-Häuschen, das der alte Saß bewohnte, der weit und breit im Lande als der beste Schütz bekannt war. Aber er besaß außerdem noch einen köstlichen Schatz, der ihn berühmt machte bei allen Jägern und Landburschen im Gebirge, das war die schöne Elsbeth, seine einzige Tochter.

Ich sage nichts von ihrer schlanken und doch vollen Gestalt, von ihren Lippen, so fein wie Rosenknospen, und ihren Wangen, wie Apfelblüthe so weiß und zartroth; denn viel höher gebildete und gar vornehme Leute, die sich viel besser auf weibliche Schönheit verstehen, als ich, haben sie liebreizend gefunden; aber davon kann ich ein Wort mit reden, daß Elsbeth eben so schöne, als liebe, seelengute, blaue Augen hatte, so daß man Stein und Bein auf ihre Treue hätte schwören mögen. Na, was kann's helfen, Ihr Herren, 's ist doch Alles nur eitel Dunst und Wahn mit dem Blümchen Weibertreu.

Soll ich Sie nun führen nach der Teufelsmauer?

„Noch nicht, Alter, Du hast ja kaum angefangen, erzähle weiter."

Nun sehen Sie, meine Herren, das war so weit Alles recht gut und hätte auch zum fröhlichen Ende geführt, denn ich war zwanzig Jahre alt und wie die Weiber mir weis machen wollten, der hübscheste Jägerbursch auf dem ganzen Unterharz, und das war ganz richtig, der flinkeste und unermüdetste Tänzer, den sich

ein schmuckes Mädel, wie meine Elsbeth war, nur immer wünschen kann, und bald war ich mit ihr einig. Das sechszehnjährige, feine Mädel hatte mir das Jawort gegeben, der Vater hatte zugestimmt, daß ich sie haben solle und kein Anderer, aber erst müsse ich ihm adjungirt werden als Unterförster, dazu hatte ich auch damals ganz gute Aussichten.

„Aber, Alter, wo bleiben denn da die Teufeleien? das sieht ja ganz aus, als hätten die Engel im Himmel die Geschichte selber gemacht."

Nur Geduld! Satan hat bei solchen Liebesgeschichten alle Mal seinen Schweif und Pferdefuß hinten und unten. Zuerst regierte der Teufel den alten Unterförster, daß er als guter Schütz alle Freischießen auf dem ganzen Unterharze besuchte, und weil er ohne seine Tochter nicht leben konnte und ihr gern ein Vergnügen machte, so nahm er sie überall mit sich, wo es oft ganze Nächte zu tanzen und zu schwärmen gab.

„Ei, zum Henker, alter Bursch, da konntet Ihr Euch ja recht lustig machen mit Eurer Liebsten."

Ja Herr, wenn ich nur immer hätte abkommen können aus dem Dienste meines gnädigen Herrn; aber da plagte wieder der Teufel mein Mädel, daß es auch tanzte, wenn ich nicht dabei war, und grollte ich darüber, so maulte sie wohl noch länger mit mir, als ich es aushalten konnte und meinte am Ende: „Höre, Wil-

helm, wenn Du so neidisch und kindisch bist, daß Du mir auch gar kein Vergnügen ohne Deine Anwesenheit gönnen willst, so scheer' ich mich den Henker um Dich, brauch' blos eine Hand auszustrecken, so hängen mir zehn schmucke Freier an jedem Finger." Wurde ich wüthend, so lachte sie, und sagte zuletzt: „Weiß doch, daß Du nicht lange schmollen kannst, komm her, Wilhelm, küsse mich und Alles soll vergessen und vergeben sein." Und so war's denn wieder Alles gut; aber der Teufel fing bei jedem Tanzgelage, wobei ich nicht sein konnte, sein Spiel wieder von Neuem an. Sehen Sie, meine Herren, das war der Satan der Eitelkeit und der Gefallsucht, der sich meiner armen Elsbeth bemächtigt hatte. Ihr gab ich auch ganz und gar nicht die Schuld, denn das waren Alles böse Eingebungen, daß sie bald Diesen bald Jenen anlachte, der ihr Schönes sagte, und daß sie für ihr Leben gern sich putzte, um noch schöner zu werden, als die Schönste im Gebirge, wofür sie ohnehin schon galt.

Indeß Alles wäre noch gut gegangen, denn, war sie erst meine Frau, so hätte ich mein Hausrecht im Nothfalle gebraucht, was vielleicht nicht einmal nöthig gewesen wäre, denn das wildeste Mädchen in unserem Stande wird oft die ehrbarste Frau; indeß, da hatte der Teufel wieder eine neue List ersonnen, um meine Seele zu verderben — er schickte die verdammten Franzosen nach Blankenburg. —

„Wie? nach der Schlacht von Jena, oder in der Zeit des Königreichs Westphalen?"

Nein, das waren doch noch brave Krieger, die aber, die ich meine, das war die verdorbene zucht- und sittenlose Race der französischen Auswanderer vom hohen Adel, die den Grafen von Lille begleitete. So nannte sich nämlich damals der vertriebene französische Prinz, der später als Ludwig XVIII. den Thron von Frankreich bestieg.

Es war vom 24. August 1796 bis zum Februar 1798, als diese Rotte Korah über das stille unschuldige Blankenburg hereinbrach.

Alles, was man jemals erzählt hat von der Sittenlosigkeit des damaligen französischen Hofadels, dessen Ausschweifungen die französische Revolution heraufbeschworen hatten, fand an diesen bleichen, mageren, gelbhäutigen Duc's, Marquis und Comte's Bestätigung. Diese vertriebenen Pariser Bettelprinzen besaßen nichts als ihre Frivolität, ihre aristokratischen Manieren, ungeheure Ansprüche und die nicht geringen Pensionen, die ihnen der edle Herzog von Braunschweig, Carl Wilhelm Ferdinand, mit eben so viel Feinheit als Galanterie zufließen ließ. Aber welchen Gebrauch machten sie von diesen Gaben der edelsten Gastfreiheit? Brachte man ihnen ein Huhn, oder einen Hasen zum Kauf und forderte wenige Groschen dafür, so zahlten sie Thaler und an Mädchen

und Weiber verschwendeten sie Goldstücke und die kostbarsten Kleiderstoffe, Tücher oder Geschmeide, und wußten sich dafür mit französischer Gewandtheit Gunstbezeugungen zu erschmeicheln, die ein ehrbarer deutscher Jüngling nie, nur als möglich zu denken, gewagt hätte.

So verging kaum ein Jahr, als auch schon die ganze damalige junge weibliche Generation verdorben war. Da gab es, mit Ausnahme der Häßlichsten ihres Geschlechtes, kaum eine treue Braut oder junge Gattin von einiger Schönheit, die nicht irgend ein elegantes Geschenk von einem dieser Bettel-Monseigneurs aufzuweisen hatte, und bei den jungen Mädchen, die noch keinen Liebsten besaßen, war es förmlich Mode geworden, sich irgend einer Gunstbezeugung von einem solchen französischen Herzog oder Grafen ohne Scheu und Scham zu rühmen.

Ich zitterte für meine Elsbeth; aber mit der liebenswürdigsten Unschuld im Blick, hatte sie eine Zaubergewalt über mich gewonnen. Wenn sie schwor, daß sie mir treu sei und treu bleiben würde bis zum Grabe, so hätte ich meine Augen abgeschworen, wenn diese mich vom Gegentheil hätten überzeugen wollen, allein dieses Vertrauen dauerte nicht länger, als ihre schönen blauen Augen mit schwärmerischer Innigkeit auf den meinigen ruhten. War ich fort, so marterten mich tausend Bedenken. Da mußte Elsbeth selbst die Rebhühner und die Hasen, die ihr Vater geschossen hatte, in die kleinen Wohnungen dieser großen

Monseigneurs tragen, weil sie besser bezahlten, und Elsbeth kam jedes Mal mit einer Hand voll Thaler und glühenden Wangen von da zurück, indem sie die Artigkeit und Höflichkeit dieser gnädigen Herren nicht genug rühmen konnte. Besonders gefährlich schien mir das kleine grüne Häuschen am Schloßberge zu sein. Dort logirte ein Marquis von ***, der für den jüngsten, hübschesten und liebenswürdigsten, aber auch ausschweifendsten dieser französischen Flüchtlinge galt, zugleich auch ein großer Jagdliebhaber war.

Bald sah ich ihn öfter im Försterhause bei meinem künftigen Schwiegervater. Elsbeth wurde immer befangen, wenn ich darauf zukam, denn sie hatte die seltsame Grille, was die ganze Welt wußte, daß sie meine Braut war, sollte dieser verdammte Franzose nicht wissen und endlich, als ich mir einmal den Muth genommen hatte, sie in seinem Beisein zu umarmen und zu küssen, wurde sie im Ernst bitter und böse, verwies mir ein für alle Mal diese Ungezogenheit einer bäuerischen Vertraulichkeit in Gegenwart so hoher Herrschaften und sprach dann zu dem Marquis, der ihre Vorwürfe, die sie mir machte, nicht verstand, einige französische Worte, die mich betrafen, die ich aber eben so wenig verstand. Der Marquis aber antwortete in derselben verdammten Sprache mit einem so sichtbaren Groll, daß ich leicht errieth: Elsbeth habe mich verleugnet und er mich zu allen Teufeln gewünscht.

Indeß ging mir doch die Sache im Kopf herum.

Dieses französische Parliren meiner Braut wollte mir gar nicht gefallen, es verrieth schon bedeutend viel Vertraulichkeit mit jenen verhaßten Sprachmeistern. Als ich Elsbeth bald darauf wieder allein sah, wußte sie mich zwar zu beruhigen, allein zum Unglück bemerkte ich ein brillantenes Kreuz an einem goldenen Kettchen, das sie halb versteckt am Halse trug; auf meine ängstlichen Fragen, woher sie das habe, suchte sie sich zwar damit auszureden, daß es ein Geschenk von ihrem Vater sei; allein es wurde mir schwer, an solche Freigebigkeit des alten Försters zu glauben, der davon bis jetzt auch noch nicht den geringsten Beweis gegeben hatte.

Bald indeß nahmen die Jagdpartien im kleinen Försterhause auf eine recht bedenkliche Weise überhand. Es kamen immer mehr dieser leichtfertigen Monseigneurs dorthin. Wein, Braten und Torten wurden dort hinausgeschleppt; es gab förmliche Jagdgelage, welche die halbe Nacht dauerten, und Elsbeth wartete dabei auf, mußte jedoch aber bald sich neben ihre Gäste setzen und brausenden Champagner mit ihnen trinken; ich aber durfte an solchen Tagen nicht in's Haus kommen. Meistens waren auch Tage oder Stunden gewählt, wo ich mich mit meinem Herrn, dem Oberforstmeister, auf Reisen oder auf der Jagd befand.

Beschwerte ich mich bei dem alten Förster, der übrigens ein kreuzbraver Mann, jedoch von beschränktem

Verstande war, so sagte der: Laß es gut sein, Junge; sind die Franzosen Narren, ihr Geld so mit vollen Händen weg zu werfen, so müßten ich und Elsbeth Narren sein, davon nicht zu profitiren. Wir haben das gute Mitleben davon und Kisten und Koffer füllen sich mit blanken Thalern und kostbaren Geschenken. Uebrigens mein Wort darauf: Unehrbares fällt nicht vor, das würde ich nicht dulden, und unsere Elsbeth, die kennst Du, die würde eher einen Franzmann auf's Maul schlagen, als einen Kuß von ihm leiden.

Hatte mich aber der Alte so halb und halb beruhigt, so machten mich meine Kameraden und andere Leute, die meine Eifersucht kannten, noch vollends verrückt.

Ich war in einer so desperaten Lage, daß ich meinen Dienst nicht mehr ordentlich versehen konnte und eines Tages Knall und Fall fortgejagt wurde. Nun hatte ich nichts mehr, als eine Büchse, einige Schuß Pulver und zwei Kugeln, die eine für meinen Feind, die andere für mich; so schlich ich in den Wald hinaus; — das geschah an einem trüben Herbstabend des Jahres 1798.

Mein Blut kochte, meine Zunge war trocken, meine Hände ballten sich krampfhaft, als ich auf dem Fußsteige der von Blankenburg nach dem Forsthause führt, wo ich so oft mit meiner Elsbeth Arm in Arm gewandelt war,

mich der Försterwohnung näherte. Plötzlich erblickte ich Elsbeth unter der großen Buche sitzend, wo sie mich so oft schon erwartet hatte; aber heute gerade konnte sie mich ja nicht erwarten, gestern noch hatte ich ihr gesagt, daß ich heute mit meinem Herrn Oberforstmeister nach dem Kloster Walkenried, über's Gebirge, reisen würde, und heute Mittag erst hatte ich meinen Laufpaß bekommen.

„Ach," rief sie aus, als sie mich erkannte und warf sich in meine Arme; „Du bist es, Wilhelm, ich hätte Dich gerade heute am wenigsten erwartet."

Wen denn sonst? Du saßest ja gerade hier auf der Stelle, wo man den Weg nach Blankenburg übersehen kann.

„J — " antwortete sie in dem schnippischen Tone, der ihr so allerliebst stand, „ich dachte gerade an Dich und an unsere Hochzeit und da bin ich hierher gekommen, um mich recht viel in Gedanken mit Dir zu beschäftigen; nun bist Du selbst da, o wie schön ist das!"

Da plagte mich wieder der Teufel der Eifersucht. Höre, Elsbeth, das kommt mir verdächtig vor, raunte ich ihr mit gepreßter Stimme in's Ohr, ich sage Dir, treffe ich Dich einmal allein mit einem dieser Franzosenhunde, so denke nur, sein letztes Brod sei gebacken und mit uns ist es dann aus und vorbei.

Elsbeth wurde ängstlich. Scheu blickte sie sich um, dann zog sie mich unmerklich von dieser Stelle fort und

führte mich tiefer in's Gebüsch; hier schwor sie mir auf's Neue mit Thränen in den Augen ewige Liebe und Treue, und als ich reumüthig ihr meinen Verdacht abbat und ihr vertrauend sagte, welches Unglück mich betroffen habe, daß ich aus Liebe und Eifersucht halb verrückt geworden und deshalb aus dem Dienst gejagt sei; — da zog sie ein langes Gesicht und sagte: „Laß ja davon meinen Vater nichts merken, der würde Dich einen brodlosen Lungerer schelten und nie dürftest Du wieder seine Schwelle betreten."

Da fiel mir eine List ein. Ich sagte ihr: Beunruhige Dich deshalb nicht, Elsbeth; ich habe schon halb und halb eine bessere Stelle wieder bei Clausthal auf dem Oberharz — dort werden die Unterförster besser bezahlt, als bei uns und wenn auch im Hannöverschen das Fas klein ist, so ist das Nefas desto größer; denn da haben sie den Grundsatz, man solle dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden: dorthin wollte ich mich jetzt eben auf die Reise machen. Leb wohl! Elsbeth, und bleibe mir treu!

„Treu wie Gold!" rief sie voll Ekstase, umarmte mich und rief mir mit Ironie ein: „Adieu, mein Wilhelm!" zu.

Verschwunden war ich ihren Blicken, aber ich umschlich sie im Gebüsch; mit dem scharfen Auge eines Jägers, der ein Wild im Lager beschleichen will, verfolgte ich jede ihrer Bewegungen.

Sie bleibt stehen, sieht mir nach, aber Nebel und Gebüsch entzogen mich ihren Blicken und auch sie bald den meinigen.

Ich horche mit angehaltenem Athem, um am Knistern der Zweige zu hören, wohin sie geht; aber bald war es still, sie mußte also auf den offenen Fußsteig zurückgekehrt sein. Plötzlich vernehme ich ein leises Klatschen mit den Händen. Das waren die ihrigen, ich kenne diesen Ton, womit sie mich oft geneckt, oft auch in den verborgensten und süßesten Versteck im ganzen Walde verlockt hatte. Ich glaubte mich selbst damit gerufen. Im Begriff auf sie zuzustürzen, hörte ich plötzlich das Knurren eines Hundes, und eine männliche Stimme rief halblaut: „„Couche, Mylord!““

Das war die Stimme des Marquis und der Name seines Hundes. Jetzt will ich hervorbrechen; aber der Eifersüchtige, der liebt, traut seinen eigenen Vernunftschlüssen, selbst seinen Ohren nicht, er will selbst sehen, überzeugt sein, überraschen, damit dann kein Leugnen mehr möglich wird.

Fiebernd vor Aufregung werfe ich mich auf den Boden, ich krieche auf dem Leibe fort, wie eine Schlange; als ich aber die Stelle erreicht hatte, von woher der Ton zu mir gedrungen war, sehe ich nichts mehr; ich horche, nichts war mehr zu hören, als das Picken des Spechts an einer fernen Tanne.

Wie wahnsinnig stürze ich mich nun in den Wald, um die Verschwundenen zu suchen.

Der Nebel hatte sich verzogen. Ich war bis drüben an den Mühlberg gekommen, meine Augen bohrten in den tiefsten Schatten der Bäume hinein; da sah ich unten im Schlieber-Grunde etwas Weißes schimmern zwischen den hohen Buchenstämmen hindurch, und eine andere Gestalt daneben, — das waren sie!

Das war kein kochendes Blut mehr in meinen Adern, das war ein Toben, ein Rasen. Ich umkrallte mit krampfhaft geschlossenen Fäusten meine Büchse und stürmte fort durch den Wald, auf Umwegen, den Höhen über dem Schlieber-Grunde zu; dort war dichtes Unterholz, worin ich mich verberge. Ich sehe sie sitzen zu meinen Füßen, Elsbeth, den Marquis und den Hund.

Der Letztere knurrt; sein Herr beschwichtigt ihn lachend. Elsbeth ließ den Kopf hängen und klopfte gedankenvoll dem schönen Hunde, der sich wedelnd an ihre Seite drängte, den Kopf. Sie ließ es dabei geschehen, daß der Franzose ihre Taille umfaßte, ihr zärtlich in's Auge blickte und ihr tausend süße Dinge sagte und kaum schien sie es zu bemerken, als er sie kosend auf das Mooslager unter dem Stamme einer dichtbelaubten Buche niederzog. Da saßen sie nun Beide neben

einander und Elsbeth, o Schrecken! o Wuth! ließ sich von ihm küssen ohne Widerstand.

Ich zittere, ich starre hin, ich war kein Mensch mehr, zuckend spannt mein Finger den Hahn meiner Büchse.

Jetzt aber, o Hölle und Teufel! wird das Blendwerk, um mich wahnsinnig zu machen, immer ärger. Ich sehe, wie er sie in wilder Genußgier umfaßt und auf seinen Schooß zu ziehen bemüht ist.

Halt! rufe ich furchtbar und springe hervor auf die baumleere Stelle, die sich zwischen dem Gebüsch und ihrem Sitz befindet.

Elsbeth schreit auf und stürzt fort; der Franzos reißt die Büchse, die neben ihm am Boden lag, empor, legt auf mich an und droht: „Fort, deutsch Canaille! ich schieß!" Ich aber nicht faul, werfe ebenfalls die Büchse an den Kopf und rufe ihm zu: „Wirf die Waffen fort, Franzos, oder Du bist caput!"

Der Hund bellt mich an. „En avant, en avant, Mylord!" ruft er, und während die große Bestie auf mich einspringt, zuckt mein Finger noch ein Mal; die Büchse knallt, der Donner des Schusses hallt durch die Berge und der Franzmann schlägt über Kopf ein Rad, den steilen Abhang des Berges hinunter.

Mein Schrecken über die Wirkung dieses Schusses war so groß, daß ich betroffen und besinnungslos da stand, bis der Hund mich bei der Gurgel gepackt und

zu Boden geworfen hatte. Wüthend zerfleischte er mir Hals und Schultern; da erst erweckt mich der Schmerz aus meiner Betäubung, ich ziehe das Waidmesser und steche ihn nieder.

Indeß, durch den Knall meiner Büchse waren Holzhauer herbeigelockt. Man brachte die Leiche des Franzosen nach Blankenburg, mich aber in's Gefängniß.

Ich habe nichts geleugnet und dennoch dauerte die Untersuchung zwei Jahre, die ich in Ketten zubringen mußte. Endlich kam der Spruch: „Delinquent soll als Mörder mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden. — —"

Mir war's auch recht, des elenden Lebens war ich längst satt und müde. Doch der menschenfreundliche Herzog begnadigte mich, freilich auf zwanzig Jahre Zuchthaus; das hieß mein Elend verewigen. Aber Gewohnheit macht am Ende Alles erträglich. Ich wurde alt und kalt im Leiden und erfuhr nichts mehr, was in der Welt sich ereignete.

Der Winter des Jahres 1812 hatte indeß die Franzosen auf den Eisfeldern Rußlands vernichtet. Das Jahr 1813 führte den Ländern, die Napoleon beraubt hatte, die angestammten Herrscher zurück, so uns auch den Heldenfürsten Friedrich Wilhelm, der 1809 den

Heerschaaren Napoleons getrotzt hatte und später 1816 bei Waterloo für Deutschlands Freiheit fiel, der jetzt aber im tiefgrollenden Franzosenhaß in seinem kleinen Lande ein Heer von 10,000 Mann auf die Beine brachte, um zu helfen den Weltbezwinger zu vernichten.

Da, eines Morgens hörte man Hufschlag eines galoppirenden Pferdes. Ich stand gerade am Eisengitter meines Kerkers, und sah einen Officier in der schwarzen Husarenuniform mit hellblauem Kragen und Todtenkopf an der Feldmütze, von einem schlechten Klepper springen, der aber im Schweiß gebadet war; und, von einem Zweiten gefolgt, trat er rasch in die inneren düstern Räume des Zuchthauses, bald darauf in den Kerker, worin ich mit andern schweren Verbrechern saß.

Seine Figur war nicht groß, aber jede Bewegung war voll Energie und Leutseligkeit. Die weißen buschigen Augenbrauen und der eben so verwilderte weiße Schnurrbart gaben seinen edlen Zügen den Charakter einer martialischen Wildheit. Das ganze Wesen der Aufseher verrieth gegen ihn Ehrerbietung und Unterwürfigkeit.

„Kerl," rief er meinem Nachbar und Schlafgenossen zu, der mit Spinnen beschäftigt war, „was thust Du hier, weshalb sitzest Du?"

„Seine Durchlaucht, der Herzog!" raunte ihm ein Aufseher zu, damit er sich in anständige Position stellen

solle, und wie aus einer Pistole geschossen, so fiel der Kerl auf seine Kniee, hob die Hände empor und schrie: „Gnade! Gnade!"

„Was hast Du verbrochen?" fragte der Fürst noch ein Mal kurz und barsch.

„Ach! Durchlauchtigster Herr! ich bin, so wahr Gott der Herr lebt, unschuldig auf lebenslang verurtheilt; ich soll Feuer angelegt haben; — aber alle Zeugen haben falsch geschworen; kein Kind ist unschuldiger."

Wir wußten Alle, daß er log; denn mit gemeiner Frechheit hatte er sich hundert Mal gegen seine Kameraden dieser That berühmt.

„Meine Gerichte verurtheilen keinen Unschuldigen," sprach der Fürst und wendete sich zu mir:

„Und Du?"

Ich blieb stehen und antwortete ruhig: „Gnädigster Herr! ich habe meine Strafe verdient; ich bin Mörder."

„Wer sich anklagt, bereuet schon halb; bereuest auch Du Deine That, so wirst Du Gnade für Recht finden, denn Gott ist dem reuigen Sünder gnädig."

„Nein, ich bereue nicht," antwortete ich ergeben und fest, „ich würde heute noch dasselbe thun."

„Ei der Teufel, Du bist ein hart gesottener Sünder," sprach der Herzog und im Begriff weiter zu gehen, fragte er den Aufseher: „Was hat denn diese blutgiriege

Bestie verbrochen, die durch langwierige Zuchthausstrafe noch nicht gebessert werden konnte?"

Da erzählte der Aufseher mit kurzen Worten meine Geschichte.

„Wohl gethan, mein Sohn," sprach jetzt der edle Fürst zu mir, der stets so lebhaft fühlte für Menschenrechte und Menschenwohl. „Nur eine Schlafmütze läßt sich ungerächt seine Braut verführen, Dir gebe ich nicht Gnade, sondern Dein Recht wieder; Du bist frei. Hast Du Lust, Dir noch einige windige Franzosen dazu zu schießen, so kannst Du morgen Dich melden bei Bernewitz und in mein Jägercorps eintreten."

Freudig gab ich meine Zustimmung zu erkennen.

„Der Prozeß des Anderen," sprach der Herzog noch im Weitergehen, „soll revidirt werden, denn ich sehe hier, daß die Richter doch manchmal zu wenig Menschen sind."

Ich habe, schloß der Alte seine Erzählung, bei Waterloo mitgefochten mit der Wuth eines Löwen; verwundet kehrte ich in meine Heimath zurück und lebe nun von einer kleinen Invaliden-Pension und als Fremdenführer.

„Und Elsbeth?" fragte ich, als er schwieg, „und der alte Förster?"

Ach, liebe Herren, ihr Geschmeide und Alles, was ihr der Franzmann geschenkt hatte, fand man dort unten am Brunnen. Sie selbst war verschwunden. In der

folgenden Nacht brannte das Försterhaus nieder; er selbst, der redliche Alte, lag im Keller erschossen. Seine Kugel hatte nie ihr Ziel verfehlt; auch jetzt nicht.

Der Brunnen war halb verschüttet mit fallendem Gebälk und Brandschutt. Hierher war es mein erster Gang nach meiner Rückkehr. Doch mit Heulen und Zähnklappen wird nichts gebessert in der Welt. Ich machte mich daher mit einem Bergmann da oben aus Hüttenrode daran, den Brunnen auszuräumen. Endlich nach einer Arbeit von neun Tagen war's geschehen. Seht, Ihr Herren, da hatte endlich Gott einmal mir Gnade gegeben:

Wir fanden Elsbeth's Gebeine, und meine Bitten, meine Thränen verschafften ihnen ein christlich stilles Grab auf dem nahen Kirchhofe von Hüttenrode.

Nun habe ich nur noch zwei Wünsche: erstlich, daß mich der liebe Gott bald zu sich rufe, um meiner armen Seele Ruhe und Frieden zu geben; und dann, rief er aufspringend und noch mit jugendlichem Feuer: daß der Teufel alle Junker hole, denen keine Unschuld heilig ist! für solche Fälle steht meine Büchse immer noch dem ewigen Weltenrichter zu Diensten.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.